UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

2. JAHRGANG . FOLGE 19
BERLIN, 14. SEPTEMBER 1943

Kompanieführer im Osten

Aufnahme: Gefr. Benser

OHNE GEFAHR MACHEN SICH KEINE WELTGESCHICHTLICHEN UMFORMUNGEN

MOLTKE

Die umfangreichen Maßnahmen zur zivilen Verteidigung und zum Schutz der Bevölkerung, die in der Heimat in den letzten Wochen getroffen wurden, sind an den Fronten mit großer Anteilnahme verfolgt worden. Das zeigen zahlreiche Feldpostbriefe, die sich damit befassen. Reichsminister Dr. Goebbels hat der Heereszeitschrift einen Aufsatz zur Verfügung gestellt, in dem er die aktuellen Fragen des Luftkrieges behandelt

KAMPFFRONT HE

EIN WORT ZUM LUFTKRIEG·VON REICHSMINISTER D

Es gibt keinen Krieg, in dem nicht auch der Gewinner Wunden davonträgt. Jeder große militärische Erfolg muß teuer bezahlt werden. Wir Deutschen haben diesen Grundsatz der Kriegführung nur zu leicht und zu gern vergessen, weil wir die großen und entscheidenden Siege dieses Krieges verhältnismäßig schnell errungen haben. Den Besitz dieser Positionen müssen wir nun verteidigen. Je höher ihr Wert ist, um so größerer Anstrengungen bedarf es, sie zu sichern. Die außerordentliche Härte dieses Krieges, die das deutsche Volk in seiner Gesamtheit vielfach erst jetzt zu verspüren bekommt, ist jener Zoll, den wir für den kommenden Sieg zu entrichten haben. Es wäre kaum zu verstehen, wenn der Feind uns unsere Faustpfänder kampflos überließe. Mit einem nie dagewesenen Ansturm der Waffen und der moralischen Druckmittel versucht er, uns unsere Positionen aus der Hand zu reißen.

So nur sind die riesigen Materialschlachten im Osten sowie der brutale Luftterror zu erklären, den der Feind gegen die deutschen Heimatgebiete durchführt. Die Gegenseite will damit entscheidende Durchbrüche an den Fronten erzielen und gleichzeitig die Moral des deutschen Volkes zermürben, von der sie annimmt, daß sie so außerordentlichen Belastungen nicht gewachsen sei. Eine solche Deutung des gegenwärtigen militärischen Geschehens ist keine blasse Theorie; sie wird vom Feind ganz offen und unverblümt zugegeben. Man glaubt, uns durch einen massierten Generalstoß von allen Seiten her in die Knie zwingen und den Endsieg auf eine solche Weise unter Ersparung langwieriger, mühseliger und blutiger militärischer Operationen erringen zu können. Selbstverständlich spielt bei einem solchen Versuch der Krieg gegen unsere Nerven eine ausschlaggebende Rolle, und da man auf der Feindseite langsam dahinterzukommen scheint, daß man mit bloßen Agitationsphrasen auf diesem Gebiet keinen nennenswerten Erfolg erzielen kann, schreitet man nunmehr zu Taten.

Diese Taten sehen denn auch ganz nach dem Herzen der anglo-amerikanischen Plutokraten aus. Wie man im ersten Weltkrieg das deutsche Volk mürbe machte, indem man mit aller zynischen Rücksichtslosigkeit den Hungerkrieg gegen wehrlose Frauen und Kinder durchführte, so versucht man heute dasselbe durch den Luftterror gegen die deutsche Heimat zu erreichen. Die Engländer geben sich neuerdings kaum noch Mühe, das zu bestreiten; im Gegenteil führen sie ihr Plädoyer in dieser Frage dahingehend, daß auf solche Weise der Krieg verkürzt und dadurch britisches Blut gespart werden könne. Wie man sieht, eine höchst einfache, typisch englische Rechnung, die dem brutalen Zynismus der Gentlemen jenseits des Kanals alle Ehre macht.

Wir unsererseits haben dafür zu sorgen, daß diese Rechnung nicht aufgeht. Und da wir das im Augenblick noch nicht durch massierte Gegenangriffe können, was natürlich einmal das Wirkungsvollste sein wird, müssen wir es durch Maßnahmen der Verteidigung. Die Verteidigung selbst zerfällt in zwei verschiedene Teile, einen militärischen und einen zivilen. Was den militärischen anlangt, so wird hier alles getan, was überhaupt getan werden kann, um ihn weiter zu intensivieren. Unsere militärischen Verteidigungsmittel haben schon eine wesentliche Verstärkung erfahren, die von Tag zu Tag unaufhaltsam wächst. Der Feind erleidet bei seinen Terrorangriffen auf das Reichsgebiet enorme Verluste, die er sich auf die Dauer, wenn vorläufig vielleicht schon materialmäßig, so doch kaum personalmäßig leisten kann. Es steht zu erwarten, daß diese Verluste nicht nur nicht rückläufig werden, sondern mit der Ausweitung und Verfeinerung unserer Verteidigungsmittel weiter steigen. Eine solche Entwicklung kann unter Umständen sehr schnell vor sich gehen.

Darüber hinaus steht aber für die deutsche Kriegführung seit längerem unumstößlich der Entschluß fest, dem Luftkrieg durch den Aufbau einer eigenen neuen Angriffswaffe eine grundlegende Wendung zu geben. Natürlich kann über die Art seiner Vorbereitung und das vermutliche Datum seiner praktischen Ingangsetzung öffentlich noch nicht gesprochen werden; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß er langsam, aber sicher anfängt, sich zu realisieren.

Was die zivile Verteidigung gegen den feindlichen Luftterror anlangt, so zerfallen auch hier die entsprechenden Maßnahmen in solche vorbeugenden und solche heilenden Charakters. Vorbeugend ist es zum Beispiel, wenn wir aus der Reichshauptstadt, von der wir annehmen, daß sie unter Umständen in Zukunft das Ziel feindlicher Terrorangriffe sein wird, Kinder, Greise und nichtberufstätige Frauen in die für Berlin bestimmten Aufnahmegaue verschicken. Wenn die englische Presse ihren Lesern weismacht, daß solche und ähnliche Maßnahmen eine Panik im deutschen Kriegsleben hervorrufen würden, so wird ihr Publikum diesen Irrtum einmal teuer bezahlen müssen. Auch wir haben einen ähnlichen Fehler gemacht, als die englische Regierung 1940 die Londoner Kinder aufs Land schickte. Von unseren diesbezüglichen Hoffnungen hat sich kaum eine bewahrheitet. Wir finden deshalb auch gar nichts dabei, ganz offen über diese Probleme zu sprechen. Der Krieg wird nicht durch Wünsche oder durch Illusionen entschieden, sondern nur durch harte Tatsachen.

Natürlich greifen diese Maßnahmen tief in das private Leben zahlreicher deutscher Familien ein und stellen sie vor neue, ungewohnte Aufgaben, die dem einzelnen oft außerordentlich schwierig erscheinen mögen. Solche persönlichen Sorgen finden ebenso natürlich ihren Niederschlag in zahlreichen Feldpostbriefen, die von der Heimat an die Front gehen. Es soll versucht werden, auf die hier aufgeworfenen Fragen eine Antwort zu geben. Wir wollen die Härten des Luftkrieges keineswegs bagatellisieren oder die damit verbundenen Belastungen des einzelnen gering achten. Wir dürfen dabei aber auch nicht die Erfordernisse und Realitäten des Krieges aus dem Auge verlieren. Die Heimat muß in dieser Zeit manches auf sich nehmen, was bisher nur dem Soldaten zugemutet wurde. Die am schwersten vom feindlichen Luftterror betroffenen Gebiete im Westen und Nordwesten des Reiches haben sich in dieser Beziehung hervorragend bewährt. Ihre Haltung ist dem ganzen deutschen Volk ein Vorbild.

Unsere Maßnahmen auf dem Gebiet des zivilen Schutzes wie der zivilen Verteidigung gleichen sich in entsprechendem Rhythmus den vom Feind angewandten Methoden des Luftterrors an. Von Regierungsseite aus wird hier alles getan, was nur getan werden kann. Aber diese Maßnahmen wären unzureichend, wenn die Bevölkerung sie nicht durch ihre eigene Selbsthilfe ergänzte. Und das tut sie. Mit Umsicht, Mut und kühler Überlegung geht sie in den Luftnotgebieten zu Werk. Aber auch in Gegenden, die dem feindlichen Luftterror bisher gar nicht oder nur in geringem Umfange ausgesetzt waren, wird alles getan, um durch vorbeugende Maßnahmen eventuell kommenden Angriffen möglichst viel von ihrer Härte zu nehmen. Die Reichshauptstadt beispielsweise ist in diesen Tagen eine große Gemeinschaft kameradschaftlicher Selbsthilfe geworden. In allen Stadtteilen wird an Sonntagen und nach Feierabend an der Vervollkommnung der Abwehrbereitschaft gemeinsam gearbeitet. Splittergräben werden gebaut, Löschwasserteiche angelegt, Schutzräume verbessert und alles nur Erdenkliche getan, um die Abwehrbereitschaft auf ein Höchstmaß zu steigern. Es ist noch nie Sache der Deutschen gewesen, Schläge tatenlos und geduldig hinzunehmen. Und solange wir noch nicht zurückschlagen, wappnen wir uns mit Härte und suchen die bestmögliche Deckung, aus der heraus wir dann unsere Gegenschläge führen werden.

Die Hauptlast des Kampfes um unser Leben fällt einmal auf diesen, einmal auf jenen Teil der Bevölkerung, und jedesmal muß sich der bewähren, der gerade an der Reihe ist. Das trifft ebenso für die Heimat wie für den Soldaten zu. An den Fronten wechseln Perioden relativer Ruhe mit solchen enormer, fast übermenschlicher Anstrengungen und Gefahren ab, und in solchen ist es an der Zeit, daß der betreffende Truppenteil die Nerven behält, tapfer und einsatzbereit kämpft und mit aller Zähigkeit die Stellung verteidigt, die ihm zu treuen Händen übergeben ist. Der Feind wird seine Aktionen nicht darauf anlegen, uns zu schonen, sondern uns besonders schwer zu belasten. Er sucht eben an irgendeiner Stelle auf jede nur erdenkliche Weise einen Ein- oder gar einen Durchbruch zu erzielen; und gerade das muß verhindert werden.

Auch bei ihm wird selbstverständlich mit Wasser gekocht. Die Sowjets berennen unsere Front mit einem

IMAT

R DR. GOEBBELS

so gigantischen Einsatz an Menschen und Material, um sich damit den Weg in die Ukraine zu bahnen. Die aber haben sie nötig, weil sie sonst ihrer wachsenden Lebensmittelnöte auf die Dauer schwerlich Herr werden. Die Engländer und Amerikaner nehmen die beträchtlichen Tonnageverluste im Mittelmeer in Kauf, um von Süden her eine Bresche in unsere Abwehrfront zu schlagen. Daneben setzen sie unter Inkaufnahme schwerer und schwerster Verluste ihre Luftwaffe gegen uns ein, um unsere Moral zu zermürben. Kürzlich berichtete ein amerikanischer Korrespondent aus London, daß das britische Volk denkbar kriegsmüde sei und nach Siegen schreie, damit es zu Ende gehe. Wir müssen also verhindern, daß der Feind solche Siege erringt, und zwar ist das unsere Pflicht und Aufgabe an allen Fronten, draußen sowohl wie in der Heimat. Noch niemals hat England einen Krieg durch echte militärische Siege gewonnen. Entweder hat es andere Völker für seine Interessen ins Feuer geschickt oder aber durch Druck auf die Nerven seines jeweiligen Gegners eine vorzeitige Entscheidung zu seinen Gunsten errungen, zu der militärisch meistens gar keine Veranlassung gegeben war. Dasselbe will es heute mit uns versuchen. Die Heimat wird alles daransetzen, einen solchen Versuch voll und ganz zum Scheitern zu bringen.

Man hält es fast für selbstverständlich, daß der Soldat an der Front in kritischen Situationen den Gleichmut bewahrt und, wenn der Befehl kommt, den schützenden Graben verläßt und in die feindlichen Feuergarben hineinstürmt. Tut er das nicht, dann nennt man ihn einen Feigling. Aber trotzdem erfordert jedes Aufspringen in der entscheidenden Sekunde von ihm Mut, Tapferkeit, Kaltblütigkeit und ein starkes Herz. Dieselben Tugenden hat die Heimat auf moralischem und, wenn es darauf ankommt, auch auf physischem Gebiet zu beweisen. Unsere Feinde kämpfen auch nur mit menschlichen Kräften. Sie sind überwindbar, wenn es auch an diesem oder jenem Frontabschnitt manchmal noch so schwer erscheint.

Keiner von uns wird den Luftkrieg gegen die deutsche Heimat beschönigen wollen. Er stellt unser Volk auf eine harte Probe. Aber diese Probe müssen wir bestehen. Das ist eine Voraussetzung zum Siege. Der Anschlag unserer Feinde gegen die Kriegsmoral der Heimat wird an unserer festen Entschlossenheit abprallen, so wie der Ansturm seiner Waffen an der Tapferkeit unserer Fronten abprallt.

Unser Volk hat in der Vergangenheit vieles gelernt, vor allem aber, daß man nie einem heimtückischen Feind vertrauen soll. Diese Lehre ist uns in Fleisch und Blut übergegangen. Ohne Zögern und Schwanken handeln wir nach ihrem Gesetz, ein Volk von tapferen Männern und opferbereiten Frauen, mit einer Jugend voll von Idealismus und Hingabebereitschaft, alles in allem eine Nation, die unter Einsatz ihrer ganzen Existenz um die Freiheit kämpft und sie deshalb auch erringen wird.

DIE WUNDE IM WESTEN DER SOWJETUNION

WIRTSCHAFTLICHE BILANZ DER BESETZTEN OSTGEBIETE

VON WILHELM LORCH

Die wütenden Angriffe der Sowjets, die nun schon Monate hindurch andauern, haben nicht allein dem deutschen Soldaten, sondern heute schon der ganzen Welt die Frage aufgedrängt, warum die sowjetischen Machthaber ihre Truppen so verbissen durch wahre Hekatomben von Blut voranzutreiben versuchen. Hinter diesem Anrennen gegen die deutsche Front muß ein besonderer erbarmungsloser Druck stehen. Immer klarer wird es dem Beobachter, daß die Sowjets glauben, die Gebiete oder zumindest große Teile der Gebiete, die sich in deutscher Hand befinden, zurückgewinnen zu müssen, koste es, was es wolle. Das geschieht offenbar, weil der wirtschaftliche Ausfall dieser riesigen Räume auf die Dauer doch zu schwer wiegt.

Bei der Betrachtung der Lage im Osten wird oft übersehen, was der Raum, den wir erobert und den die Sowjets damit verloren haben, für beide Kriegführende bedeutet oder bedeuten kann. Dieser Raum muß im modernen Krieg, der zugleich als Wirtschaftskrieg geführt wird, für beide, für Deutschland und die Sowjets, von großem Gewicht sein, zumal er mit großen wirtschaftlichen Reichtümern gesegnet ist. Gerade mit der Dauer der Zeit muß diese Seite des Raumgewinns immer spürbarer in Erscheinung treten: Deutschland hat ein gewaltiges Kraftfeld gewonnen, dessen Wert zur Zeit noch gar nicht voll abgeschätzt werden kann, der Sowjetunion aber ist im Westen ihres Reiches eine klaffende Wunde geschlagen, die zu bleibenden Rückwirkungen auf den gesamten Organismus führen mußte und muß.

Der Verlust der Sowjets

Was die Sowjets verloren haben, ist, zumal die Grenzen des in deutscher Hand befindlichen Gebietes seit Ende des vorigen Jahres festliegen, in großen Zügen bekannt. Die Schwerpunkte dieses wirtschaftlichen Verlustes sind:

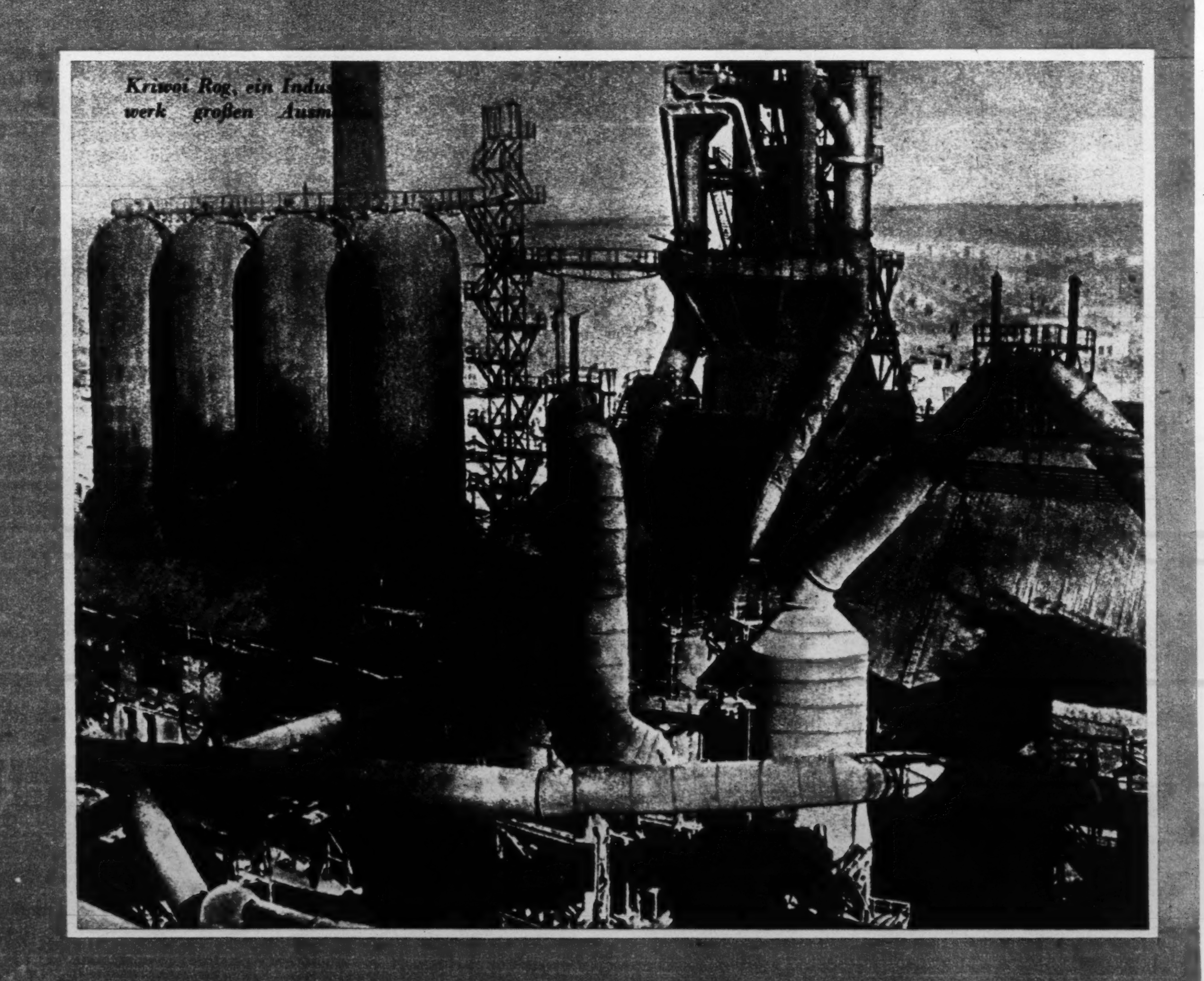
1. Der Ausfall von 55 bis 60 Mill. Hektar Ackerland, davon rund 25 Mill. Hektar besonders fruchtbaren Bodens in der Ukraine. Rund 40 Prozent der Ackeranbaufläche der Sowjetunion dürften zur Zeit in deutscher Hand sein, rund 50 Prozent des Ernteertrages aber für die Sowjets ausfallen, nachdem die Bestellung in den zeitweilig besetzten Gebieten am Don und Kuban nicht möglich war.
2. Der Verlust großer Rohstoffquellen, die für die Rüstung gebraucht werden, vor allem von Kohle und Eisen; mit dem Donezgebiet fallen etwa 80 Mill. Tonnen, das sind 60 Prozent der Jahresförderung 1938, und mit Kriwoi Rog und Kertsch etwa 16 Mill. Tonnen und damit über 60 Prozent der Jahresförderung von 1938 aus.
3. Der Verlust an Fertigungsstätten, also Fabriken und Werkstätten, ist zahlenmäßig bzw. im Verhältnis zur Gesamtkapazität nicht genau festzulegen, aber ohne Zweifel sehr erheblich.

Hinzu kommen die Ausfälle an Menschen, Verkehrseinrichtungen und vielem anderen mehr. Insgesamt hat die Sowjetunion durch den deutschen Vormarsch jedenfalls Gebiete verloren, die zumindest früher das Herzstück der Wirtschaft des Landes waren.

Wie sich diese Verluste für die Sowjets auswirken und bis zu welchem Grade sie ausgeglichen werden konnten und können, das ist nun die entscheidende Frage.

Diese Frage — sie beschäftigt heute die Welt — zu beantworten, ist sehr schwer. Es steht außer Zweifel, daß die wirtschaftlichen Ausfälle auch für die Maßstäbe des sowjetischen Bereiches einschneidend sind, andererseits steht außer Zweifel, daß die Sowjets in ihrem Kampf auf Leben und Tod mit für europäische Verhältnisse unvorstellbarer Brutalität das Letzte aus den ihnen verbliebenen Kräften an Land und Menschen herausholen und, wie in einem fieberhaften Aufbäumen, auch nochmals und nochmals Kräfte zusammenraffen können. Man war im Ausland zeitweilig sogar geneigt, an so etwas wie einen sowjetischen Mythos zu glauben und dem Osten ein unbezwingbares, sich nach allen Verlusten erneuerndes Potential zuzutrauen. So falsch es wäre, die hemmungslosen Anstrengungen der Sowjets zu niedrig einzuschätzen, so grundfalsch ist es aber auch, ihnen unbegrenzte Möglichkeiten zuzutrauen.

Richtig ist — und das hat viele am meisten verblüfft —, daß es den Sowjets gelungen ist, trotz der Ausfälle an Rohstoffquellen und Industriezentren neue Mengen von Material in den Kampf zu werfen. Wir wissen heute,



Kriwoi Rog, ein Indus... werk großen Ausm...



Die Ukraine besitzt alle Möglichkeiten einer gewinnbringenden Landwirtschaft

daß dies dadurch ermöglicht wurde, daß rücksichtslos alles, was irgendwie greifbar war, in die Sofortfabrikation für die Rüstung gestopft wurde. Damit wurde zunächst ein Fertigungserfolg erzielt, auf die Dauer kann man diesen Fertigungszustand damit aber doch nicht durchhalten. Die endgültige Verlegung der Rüstungsfertigung in den Osten der Sowjetunion wird am meisten dadurch behindert, daß dort die beiden wichtigsten Grundlagen der Rüstung, Kohle und Eisen, zu weit voneinander bzw. zu weit von den Verarbeitungsstätten entfernt liegen. Die Kohlenversorgung der Rüstungsindustrie war und ist seit dem Ausfall der Donezkohle offenbar nur unter radikaler Zurückstellung jedes anderen Kohlenbedarfs, vor allem des Hausbrands, möglich. In einem Bericht der englischen Wirtschaftszeitschrift „Economist" wurde nach der Feststellung, daß in der Sowjetunion Wohnungen einschließlich Schulen und Büros im vergangenen Winter keine Kohle bekommen konnten, auch mitgeteilt, daß ganze Industriezweige, z. B. die Textilindustrie, gar keine Kohle mehr erhalten und sich, wie auch teilweise die Eisenbahn, auf Torf und Holz umstellen müssen. Die sowjetische Presse selbst brachte besorgte Artikel über die Entwicklung der verbliebenen Kohlenförderung.

Am sichtbarsten treten die Folgen der Besetzung der sowjetischen Westgebiete in der Ernährung zutage. Der Ausfall riesiger Anbaugebiete ist auf die Dauer doch nicht zu verwinden. Es kann nicht mehr verborgen werden, und die anglo-amerikanische und sowjetische Presse geben es auch offen zu, daß die Sowjetunion sich in einer mit der Zeit immer mehr verschärfenden Ernährungskrise befindet. Ein nicht zu übersehendes Zeichen hierfür war die in diesen Wochen erfolgte Kürzung der Rationen der bolschewistischen Armeen. In den Pachtleihlieferungen der US-Amerikaner stehen Lebensmittel auf den immer wieder geäußerten Wunsch der Sowjets sogar an erster Stelle vor der Lieferung von Maschinen, ja selbst von Flugzeugen und fertigen Waffen. Selbst Saatgut mußte von US-Amerika geliefert werden. In einem der letzten offiziellen us-amerikanischen Berichte über die Pachtleihlieferungen wurde das stetige Anwachsen der Lebensmittelsendungen ausdrücklich damit begründet, daß „die Ernährungsgrundlage in der Sowjetunion sich stark verschlechtert habe". Nach Erklärungen des Moskauer Vertreters des englischen Rundfunks gehen die us-amerikanischen Lieferungen fast ausschließlich „in die Magazine der Sowjetarmeen, deren Versorgung in erster Linie sichergestellt wird". Demgegenüber stellt eine us-amerikanische Korrespondenz fest, „daß eine weitere Verringerung der Rationen für die Zivilbevölkerung, die augenblicklich bei der Beschaffung des täglichen Brotes mit großen Schwierigkeiten kämpfe, verhängnisvoll sein würde".

Faßt man diese und zahlreiche andere Stimmen zusammen, dann ergibt sich, daß die Sowjets zwar verzweifelte wirtschaftliche Anstrengungen machen, daß sie aber auf längere Sicht [illegible] ihre wirtschaftlichen Quellen in den besetzten Westgebieten des Landes doch nicht auskommen können. Die spanische Zeitung „Informaciones" hat das so ausgedrückt: „Wenn Stalin die Brotschlacht um die Ukraine nicht gewinnt, wird die Sowjetunion in diesem Winter grausamen Hunger leiden und damit den Weg zur sicheren Niederlage beschreiten. Was die Schläge der mächtigsten Waffen nicht vermochten, wird die Ukraine in deutscher Hand vollbringen."

Der deutsche Gewinn

Was für die Sowjets Ausfall und Verlust ist, ist für Deutschland Zuwachs und Gewinn. Im Osten hat der deutsche Soldat einen Riesenraum erkämpft, der ein gewaltiges wirtschaftliches Potential umschließt. Dieser Raum, der um ein Vielfaches größer ist als Deutschland, hat die deutsche wirtschaftliche Basis grundlegend erweitert. Von entscheidender Bedeutung ist dabei, daß die wirtschaftlichen Möglichkeiten des besetzten Riesenraumes unverzüglich nach der Besetzung systematisch ausgewertet werden. Das Vorhandensein wirtschaftlicher Werte in einem besetzten Raum bedeutet ja noch nicht viel, es kommt vielmehr darauf an, wieviel man davon der eigenen Kriegskraft nutzbar macht und wann man es zum Tragen bringen kann. Noch im Weltkrieg haben wir in dieser Beziehung viel versäumt. Auch gegen Ende des Weltkrieges befand sich ja die Ukraine in unserem Bereich, wurde aber nicht systematisch genutzt. Noch im Oktober 1918 stellte die Reichsleitung fest, daß Getreidelieferungen aus der Ukraine nicht zu erwarten seien. Man weiß heute, daß es 1918 anders um die deutsche Ernährungslage hätte bestellt sein können, wären die im Osten gegebenen Möglichkeiten nur rechtzeitig ausgewertet worden. In diesem Kriege kann die deutsche Wehrmacht ihre ausgebaute wehrwirtschaftliche Organisation einsetzen, deren Einheiten und Dienststellen das besetzte Land blitzschnell erfassen und seine Wirtschaft in den Dienst des deutschen Kriegspotentials stellen. Die Truppe kennt die Wehrmachterfassungskommandos, die Armeewirtschaftsführer, die Wirtschaftsinspektionen und -kommandos, jenen vielgestaltigen Apparat, der in kurzer Frist die eroberten Räume in tätige Kraftfelder verwandelt.

Heute ist der eroberte Ostraum ein solches entscheidendes, großes Kraftfeld für Deutschland. Es ist verständlich, daß über die Ergebnisse seiner Auswertung wenig bekannt wird, nicht zuletzt, um den Feinde keine Anhaltspunkte zu geben, aber der Feind weiß oder ahnt doch, daß die Deutschen sich im Osten gewaltige Kraftquellen erschlossen haben.

Das gilt besonders für das Gebiet der Ernährung. Es ist bekannt, daß die Truppe heute schon weitgehend, vielfach sogar völlig, aus dem Lande ernährt wird. Allein diese Tatsache bedeutet eine wesentliche Entlastung für die Heimat. Darüber hinaus werden aber noch sehr erhebliche Überschüsse für das Reich zur Verfügung gestellt. Schon im ersten Jahr der deutschen Verwaltung kam aus dem besetzten Gebiet an Getreide und Futtermitteln so viel, wie die Sowjetunion auf Grund ihrer handelsvertraglichen Verpflichtungen hätte liefern sollen, also über 1 Million Tonnen. Das ist nicht erstaunlich, wenn man weiß, daß allein in der Ukraine durchschnittlich 25 Mill. Tonnen Getreide geerntet wurden, also rund ebensoviel wie im ganzen Altreich. Das Vorweltkriegsrußland war wegen der großen Fruchtbarkeit weiter Landstriche auch die Kornkammer Europas, wie die folgende Aufstellung zeigt:

Die russische Ausfuhr im Durchschnitt 1909 bis 1913

Getreide	10 500 000	Tonnen
Ölsaaten	230 000	„
Ölkuchen	660 000	„
Zucker	260 000	„
Butter	60 000	„
Eier	5 000 000 000	Stück

Diese Zahlen deuten an, welche Möglichkeiten bei der Aufbringung aus dem besetzten Ostgebiet für deutsche Zwecke sich ergaben.

Aus den industriellen Rohstoffquellen der besetzten Ostgebiete sei die Manganförderung von Nikopol als Beispiel herausgegriffen. Hier wurden im letzten Vorkriegsjahr rund 1 Mill. Tonnen Manganerz jährlich gefördert; die Manganerzförderung Großdeutschlands betrug in der gleichen Zeit 42 000 Tonnen. Mangan ist ein Stahllegierungsmittel, das für die Rüstung nicht entbehrt werden kann. Im Weltkrieg litt die deutsche Rüstungsindustrie empfindlich unter dem Mangel an Mangan, heute steht uns im Osten eine unerschöpfliche Reserve zur Verfügung. Auch die hochwertigen Eisenerze von Kriwoi Rog und Kertsch mit einer früheren Jahresproduktion von 25 Mill. Tonnen bilden eine gewaltige Reserve für Deutschland, das 1938 nur über etwa die Hälfte dieser Erzförderung, nämlich 12,7 Mill. Tonnen, verfügte.

An weiteren Rohstoffen, die der Osten liefert, sollen nur noch Flachs, Hanf, Baumwolle sowie Holz genannt werden. Weitgehend werden diese Rohstoffe in der im Osten wieder aufgebauten Industrie selbst verarbeitet. Schließlich ist noch hervorzuheben, daß der besetzte Osten als Wichtigstes die Menschen stellt, die die deutsche Produktion braucht: Im Jahre 1942 verfügte z. B. die deutsche Landwirtschaft über mehr Arbeitskräfte als im Durchschnitt der letzten Vorkriegsjahre. Das fast unerschöpfliche Menschenreservoir des besetzten Ostens liefert aber auch Hunderttausende von Arbeitern für die Industrie und die unmittelbare Rüstungsfertigung, Arbeiter, die uns im Weltkrieg so dringend fehlten.

Wenn man weiß, wie schwer der gewonnene Wirtschaftsraum im Osten in der Waagschale des Sieges wiegt, dann versteht man auch, warum die Sowjets jeden Preis an Menschenleben zu bezahlen gewillt sind, um diesen Raum wiederzugewinnen und die große Wunde in ihrem Wirtschaftsorganismus zu schließen. Was der deutsche Soldat im Osten erobert und gesichert hat, ist eine neue mächtige Stütze der deutschen Kriegskraft.



Der Reichtum an Holz ist gewaltig

Aufnahmen: Tritschler (Archiv)

DER MITENTSCHEIDENDE AUFTRAG

VON MAJOR HANNS TEMMESFELD

Im Krieg dreht sich der Uhrzeiger des Schicksals und der Tat so geschwind, daß man zu schnell vergißt. So sind die Feldzüge Polen, Norwegen, Frankreich, Jugoslawien und Griechenland beinahe verblaßt. Selbst Nordafrika tritt bereits in den Hintergrund des kriegerischen Geschehens. Und doch waren es sieghafte Episoden eines „Nachschubkrieges", in dem die kämpfende Front Tag um Tag, Nacht um Nacht von den Nachschubtruppen mit lebens- und kampfwichtigen Gütern versorgt werden mußte, um die ungeheuren Leistungen vollbringen und die Erfolge erringen zu können. Selbst in den Pausen zwischen den Feldzügen, während Grenadier und Jagdflieger, Pionier und Artillerist, Panzermann und Aufklärer in Wochen wohlverdienter Ruhe neue Kräfte aufspeicherten, ergänzten die Nachschubtruppen täglich die Kampfausrüstung an Munition und Betriebsstoff, Waffen und Gerät, Verpflegung für Mann und Pferd.

Ohne dies kann man nicht kämpfen! Darum ist der Nachschub eine der wichtigsten Grundlagen aller operativen Pläne und daher mitentscheidend am Sieg!

Ausschnitte aus dem rollenden Tatenband der Nachschubtruppen sollen diese Feststellung untermauern: Im Westfeldzug forderte das oftmals überraschende Tempo und die strategisch gewaltige Linksschwenkung der Front von der Somme und Aisne nach Süden, auf verstaubten Straßen, bei Treibhaushitze, einen Einsatz, der die in Friedenszeiten errechneten täglichen Kraftfahrleistungen von 150 bis 200 Kilometern um ein Dreifaches übertraf. Hier hatten Waffenstolz und Kameradschaft als innerstes Kernstück echten Soldatentums die rechtzeitige und pünktliche Heranbringung der von der Führung geforderten Truppenverbände und Nachschubgüter gesichert.

Beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten brachten im Balkanfeldzug die schmalen und schlechten Straßen mit den teils raffiniert angelegten Sperren, die damals im treffsicheren Wortschatz der Soldatensprache als „einzige Waffe des Gegners" bezeichnet wurden.

Über die Opferbereitschaft der Nachschubtruppen in Nordafrika bei Sand, Sonne, Wassermangel und Insektenreichtum wird der Chronist ein besonderes Ruhmesblatt zu schreiben haben. Hierher paßt der philosophische Lehrsatz unseres bedeutendsten Militärschriftstellers Clausewitz:

„Wenn niemand ein Urteil über kriegerische Ereignisse anders fällen dürfte, als in dem Augenblick, wo er von Frost erstarrt oder vor Hitze und Hunger verschmachtend, von Mangel und Müdigkeit niedergedrückt ist, so würden wir zwar noch weniger Urteile haben, die objektiv wären, aber sie würden es wenigstens subjektiv sein . . ."

Im Osten erfüllt sich täglich hinter unseren vordersten Linien ein stilles Heldentum, das nicht den Lorbeer des Siegers trägt. Für den Geist dieser Nachschubtruppen spricht die Schlichtheit der Erlebnisberichte, von denen einer die Eindrücke eines Gefreiten hier wiedergeben soll:

„Die heutige Front weiter Gebiete des Ostens ist vorn, hinten, rechts, links. Das sagt genug, bedeutet aber für uns Nachschubtruppen, daß wir mitten in der Kampfzone sind, in ständiger Bereitschaft mit der Waffe in der Hand, um den meist hinterhältigen Feind abzuwehren, der die Lebensadern der Front, unsere Nachschubwege, abzuschneiden versucht. Ob Angriff oder Abwehr — unsere vielseitigen Versorgungsaufgaben werden keineswegs weniger: der erhöhte Munitionsbedarf im Osten, der dringliche Treibstoffnachschub für die motorisierten Divisionen und Panzerverbände erfordern bei den Wegeverhältnissen doppelte Leistungen. Zudem muß jede freie Minute für die Wartung der Kraftfahrzeuge und für die Betreuung der vierbeinigen Kameraden genutzt werden.

Da trifft vor drei Wochen, 2 Uhr nachts, nachdem wir uns nach 53stündiger pausenloser Versorgungsfahrt in den verlausten Bauernkaten eben langgestreckt hatten, ein neuer Einsatzbefehl ein: „. . . jeder entbehrliche Mann der Nachschubtruppen, alle verfügbaren Waffen müssen zur Verstärkung der Abwehrfront im Abschnitt Tj . . . sofort eingesetzt werden. Die Versorgung der kämpfenden Truppe bleibt sichergestellt . . ."

Im Morgengrauen bei strömendem Regen fahren wir diesmal zum kurzen infanteristischen Einsatz nach vorn, gehen unverzüglich in den uns zugewiesenen Abschnitt, der unter allen Umständen gehalten werden muß, in Stellung. Am Abend trommelt die Feindartillerie mit einer Heftigkeit und Ausdauer, wie wir sie noch nicht kannten. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die Bolschewisten einen Großangriff planen.

Beim ersten Dämmern des neuen Tages greifen sie an! Durch die zuversichtliche Haltung unseres Hauptmanns, der die Härte des Krieges schon von 1914/18 kannte, blieben wir ganz ruhig. Als die Bolschewisten auf 70 Meter herangekommen waren, gab er den Feuerbefehl. Wir halten drauf; unsere MG leisten ganze Arbeit; die immer wieder neu nachdrängenden Wellen werden mit gleicher Ruhe und Sicherheit zusammengeschossen.

Diese Stellung haben wir zwei Tage später auch bei einem zweiten Angriff der Bolschewisten gehalten.

Nach erfolgter Ablösung durch ein ausgeruhtes Grenadierregiment blieb die Anerkennung im Divisionstagesbefehl nicht aus, der unsere infanteristische Bewährung bei der Abwehr feindlicher Massenangriffe bestätigte.

24 Stunden später waren wir schon wieder auf dem Wege nach vorn. Diesmal wieder mit unseren Fahrzeugen, um den Batterien Sperrfeuermunition zu bringen."



Zeichnung: Uffz. Edwin Grazioli

Dieses Erlebnis ist nicht dem Wesen der Nachschubtruppen eigentümlich: es geschieht am Rande. Die Hauptaufgabe ist aber und bleibt der Transport aller von der kämpfenden Front benötigten Nachschubgüter. Für Fahrer und Beifahrer ist es bezeichnend, daß sie in kleinsten Einheiten, ganz auf sich allein gestellt, Gelände durchfahren, in dem jeder Baum und Strauch feindlich ist. Und auf dem gleichen, von hinterhältigen Banden bedrohten Wege geht es auch wieder zurück, durch die gleichen Schlaglöcher, durch das gleiche Gehölz, aus dem am Vortage der hinterhältige Angriff versprengter Sowjettruppen erfolgte. In der Abwehr gegen die Übermüdung, die ihre Aufmerksamkeit in tagelangem Einsatz lähmt, in dem Bewußtsein, Minen und Bomben preisgegeben zu sein, im selbstverständlichen Pflichtgefühl gegenüber den Kameraden in vorderster Linie gibt es für die Soldaten der Nachschubtruppen kein Ausweichen und kein Zögern. Das ist der besondere Ausdruck ihrer Tapferkeit und ihrer unerschütterlichen Widerstandskraft. Diese Anerkennung verdienen und erwarten sie, ohne überheblich zu sein, weil sie wissen, daß nur im Zusammenwirken aller Waffen der volle Erfolg liegt, ganz gleich, ob die Waffenfarbe schwarz, rot, weiß oder blau ist! — — —

IM VISIER:

Kinder die ungeboren bleiben

Kriegszeit ist harte Zeit, auch für die Kinder, die uns erst geschenkt werden sollen. Manches kinderlose Ehepaar glaubt heute erleichtert aufatmen zu können, weil die Sorge für den Nachwuchs ihm, wie es sich ausdrückt, „erspart“ geblieben ist. Haben aber diese Ehepaare wirklich Grund, sich zu freuen? Schaut man nämlich näher zu, so kommen solche Seufzer der Erleichterung am häufigsten aus jenen Familien, die zu allen Zeiten und mit voller Absicht kleingehalten worden sind und auch zu jeder Stunde eine Entschuldigung für ihre Kinderlosigkeit gefunden haben: in der Krise 1929 bis 1932 wäre es, so sagten sie, unverantwortlich gegen das Kind gewesen, es einem wirtschaftlich unsicheren Schicksal auszusetzen, in den Jahren des Aufstiegs nach 1933 wiederum meinten sie, Kindersegen sei eine Hemmung für die Eltern, die wirtschaftliche Blüte voll auszunutzen, und jetzt in der Kriegszeit wird abermals das Mitgefühl für das Kind vorgeschützt. Gegenüber dieser Einstellung hat der weitaus größte Teil des deutschen Volkes durchaus das richtige Gefühl für den Sinn des Wachstums der Familie.

Die Kriegsjahrgänge 1939 bis 1943

Die Geburtenentwicklung in den Kriegsjahren 1939 bis 1943 ist der Beweis dafür. Die Zahl der Geburten ist im Kriege zurückgegangen, aber bisher im wesentlichen bedingt durch die äußere Tatsache, daß eben die Männer des besten Zeugungsalters draußen an der Front stehen. Die deutsche Bevölkerungsstatistik zeigt uns Geburtenziffern, die für die Zukunft viel erhoffen lassen. Im Großdeutschen Reich zeigt die Geburtenzahl das folgende Bild:

1938:	1 506 000	Geburten,	d. h.	188	auf	10 000	Einwohner
1939:	1 633 000	„	„	204	„	10 000	„
1940:	1 645 000	„	„	204	„	10 000	„
1941:	1 528 000	„	„	188	„	10 000	„
1942:	1 239 000	„	„	152	„	10 000	„

Die Geburtenziffer des Jahres 1939, die einen erfreulichen Aufstieg gezeigt hatte, ist also durch das erste Kriegsjahr 1940 noch überboten worden. Selbst wenn man den Schalttag (29. Februar 1940) mit seinen 5230 Geburten abzieht, bleibt für 1940 eine echte Zunahme der Geburten um über 6000 Kinder. Das weitere Kriegsjahr 1941 hat allerdings einen Rückgang gebracht, aber bei weitem nicht so stark, wie man es nach dem Beispiel früherer Kriege hätte befürchten müssen: die Geburtenzahl ist von 1 645 000 (also von 204 auf 10 000 der Bevölkerung) auf 1 528 000 (also auf 188 für 10 000 der Bevölkerung) gesunken. Aber auch dieses Kriegsjahr ist mit seiner Geburtenhäufigkeit dem letzten Friedensjahr 1938 gleich. Erst im Jahre 1942 zeigt die Geburtenstatistik schärfere Kriegswirkungen; die Zahl ist um rund 289 000 auf 1 239 000 zurückgegangen. Der Krieg hat aber damit immer noch nicht das bewirken können, was die politische und wirtschaftliche Krise der Jahre vor 1933 zur Folge hatte: damals im Jahr der Machtübernahme war die Geburtenzahl als Folge der wirtschaftlichen Krise im Altreich auf 971 000, d. i. auf 147 für 10 000 Einwohner, gesunken, während sie im dritten Kriegsjahr 1942 doch noch 152 auf 10 000 Einwohner betragen hat.

Der Vergleich mit 1914 bis 1918

Ein Vergleich mit dem ersten Weltkrieg 1914 bis 1918 unterstreicht den Willen der deutschen Familie zur Selbstbehauptung im zweiten Weltkrieg noch deutlicher. Auf Grund der Geburtenhäufigkeit des Jahres 1913 ergibt sich für 1914 bis 1918 ein Ausfall von rund 3½ Millionen deutscher Kinder, dagegen für 1939 bis 1943 ein Minus von nur einer Million. Auch diese eine Million ist von starkem Gewicht. Aber der Unterschied von damals und heute ist doch unverkennbar. Der erste Weltkrieg 1914 bis 1918 fiel in eine Zeit bevölkerungspolitischer Lähmung und verstärkte noch die ohnehin sinkende Richtung der Geburtenentwicklung; im Krieg von heute aber ist der Wille zum Kind vorhanden, und die Kraft aus der steigenden Linie der Jahre 1933 bis 1939 ist erfreulich spürbar, auch wenn die äußeren Gegebenheiten, eben die langjährige Abwesenheit der Familienväter, unter allen Umständen einen Ausfall bedingen.

Wie stark der Wille zum Kind ist, zeigt ein Blick auf die Schwankungen der Geburtenkurve während der einzelnen Monate der Kriegszeit. Im Jahre 1940 z. B. hält sich die Geburtenkurve bis zum April, ja, noch bis zum Mai, über der des Jahres 1939. Erst im Juli 1940, d. h. neun Monate nach dem Beginn des Kampfes in Polen, sinkt die Geburtenkurve steil ab; sie steigt aber alsbald wieder an und übertrifft im September 1940 sogar den Höhepunkt der Geburtenkurve 1939. Dieser neue Anstieg erklärt sich zwanglos aus der Tatsache, daß nach Abschluß des Polenfeldzuges und vor allem zum Weihnachtsfest 1939 den verheirateten Frontkämpfern in erheblichem Maß Heimaturlaub gewährt werden konnte. Und wie für das Jahr 1940 lassen sich auch für die weiteren Kriegsjahre die Zusammenhänge zwischen Urlaubssperren einerseits und Geburtenrückgang andererseits bzw. zwischen Urlaubszeiten und Geburtenanstieg feststellen.

Im Kriege heiraten?

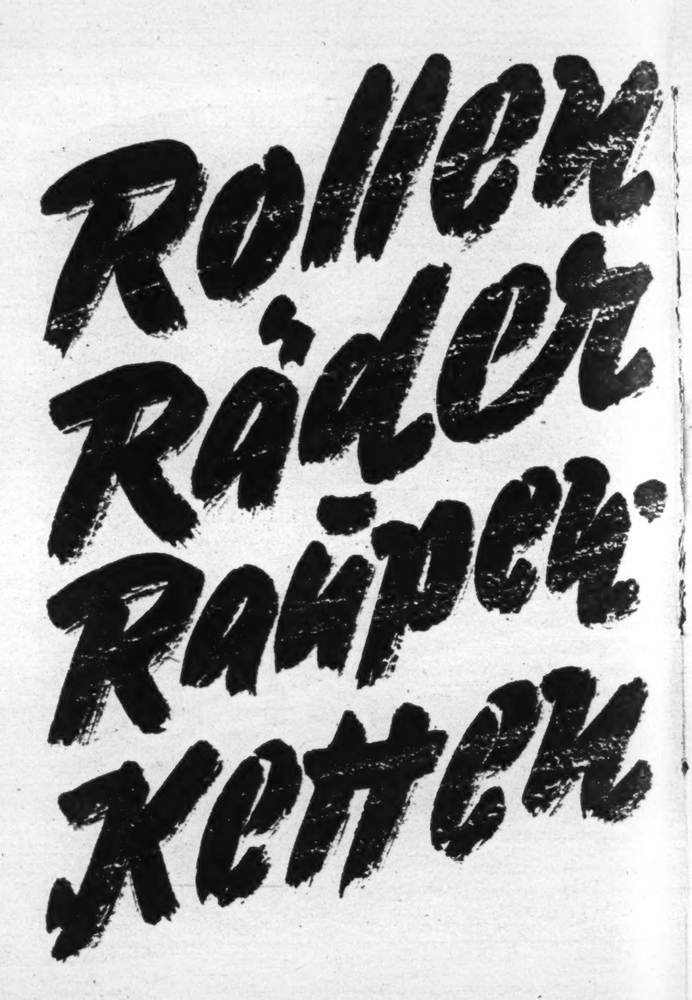
Diese Zusammenhänge zeigen also, daß gerade der Frontkämpfer bereit ist, seinem Volke den Nachwuchs zu schenken, und daß er nicht jene Bedenken hat, die so mancher vorgibt, um mit ihnen die Kinderlosigkeit seiner Ehe zu entschuldigen. Er wird dazu besonders bereit sein, wenn er schon Familienvater ist und aus eigener Erfahrung weiß, welches sehnsuchtsvolle Glück die Kinder auch dem von ihnen getrennten Vater zu geben vermögen. Für den jungen, noch unverheirateten Soldaten wird es nicht so einfach sein, die Bedenken, die sich einstellen, zu entkräften. Und doch — bei ernsthafter Prüfung wird auch er alle kleinlichen Erwägungen beiseite stellen. Da heißt es: Wir haben noch keine Wohnung. Wir haben noch keine Möbel. Oder die Eltern wenden ein: Wenn der Junge fallen sollte, dann haben wir nachher die Last mit der Schwiegertochter und mit den Kindern. Da heißt es weiter: Ein junges Mädchen schlägt sich leichter durch als eine Witwe. Lauter egoistische und individualistische Gründe, ohne Verantwortung vor dem Leben des Volkes. Wer in den deutschen Zeitungen die Nachrufe für die Gefallenen liest, der findet oft in der Reihe der Unterschriften der Verwandten zuletzt einen Mädchennamen und dabei den Zusatz „als Braut“. Und allzuoft sind es die einzigen Söhne als letzte Träger tüchtigen Bluterbes, von denen nichts nachbleibt als ihr unsterblicher Ruhm. Steht nicht hinter solch einer Nachricht immer wieder die stumme Frage: Warum haben sie nicht geheiratet? Warum zeugen diese jungen Menschen nicht Kinder, Kinder, in denen das Blut des Vaters weiterlebt, auch dann, wenn er vor dem Feinde fällt, Kinder, mit deren strahlenden Augen der Dahingegangene als ein Lebender sein junges Weib ansieht, ihr über den Schmerz hinwegzuhelfen, der sie so tief getroffen hat? Stellen nicht solche Kinder der jungen Witwe eine Lebensaufgabe? Können nicht Enkel den trauernden Eltern im Laufe der Jahre den einzigen Sohn ersetzen, der gefallen ist?

Um die Zukunft!

Der deutsche Soldat weiß, worum es in diesem Kampf geht. Unser Volk kämpft um seine Existenz, und es weiß, daß dieser Existenzkampf nicht nur mit den Waffen, sondern, auf die Dauer hin gesehen, mit der Volkszahl ausgefochten wird. Wenn irgendeine große Zeit, dann kann uns die von heute lehren, daß das Schwert erobert, die Menschenhand aber hält. Was hat uns der Ausfall von Geburten im ersten Weltkrieg gekostet! Zwei Millionen deutsche Männer sind damals gefallen, aber 3½ Millionen Kinder blieben ungeboren, und diese 3½ Millionen fehlen dem deutschen Volk heute mindestens so stark wie die Gefallenen selbst. Die Zukunft der deutschen Familie und damit die Zukunft des ganzen deutschen Volkes wird nur durch das Kind bestimmt.

Es steht nicht in unserer Macht, dem Tode zu gebieten, aber wir können dem Tode das Leben entgegensetzen, können den Tod durch die Geburt besiegen. Sorge ein jeder dafür, daß die Wiege nicht stillesteht in seinem Hause!

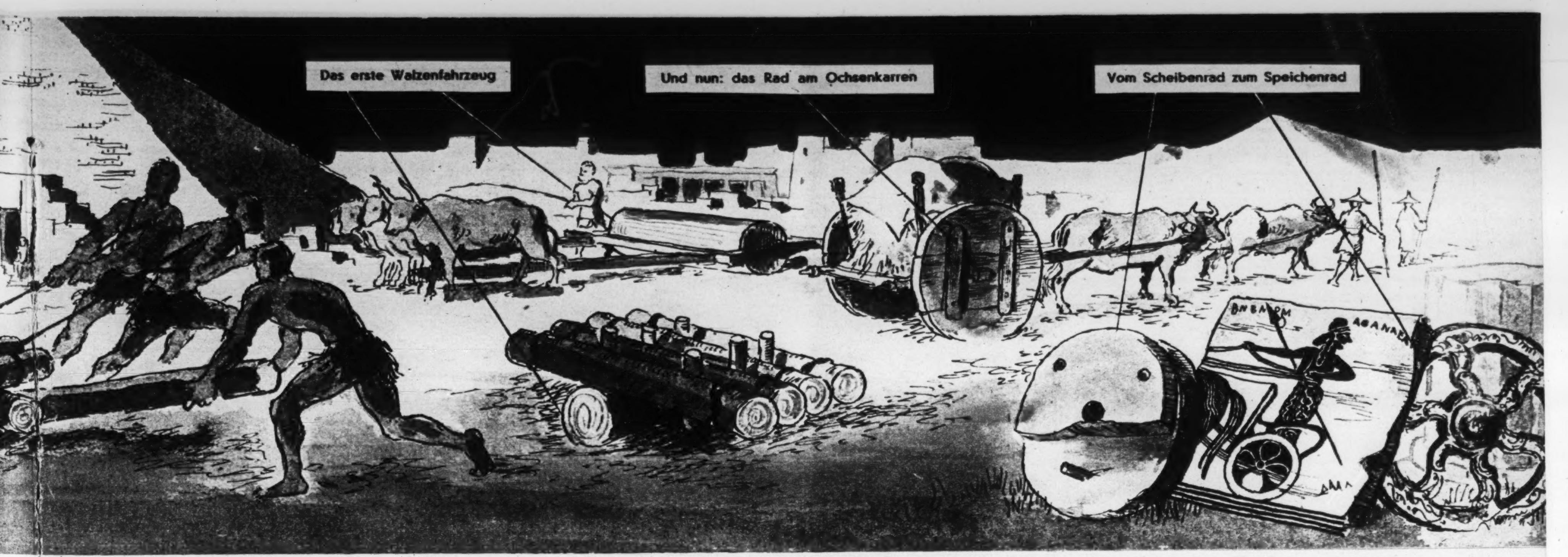




Fünfzig, sechzig und sogar siebzig Kilometer am Tage marschierten unsere Infanteristen in den Zeiten der großen Vormärsche. Hätte man sie mit der Zeitlupe aufgenommen, dann hätte man staunend erkannt: sie marschieren gar nicht, sie „taumeln“ von einem Bein auf das andere; nicht weil sie erschöpft sind, sondern vom ersten Schritt an! Wir alle taumeln eigentlich, wenn wir uns einbilden zu gehen: wir lassen den Körper nach vorn fallen, setzen einen Fuß vor, den Fall aufzuhalten, heben den Körper ein wenig, lassen ihn von neuem fallen, werfen das andere Bein nach vorn und bewegen uns auf diese Weise recht umständlich und langsam, aber unter erheblichem Kraftaufwand vorwärts. Seit Jahrtausenden „üben“ wir diese Art der Fortbewegung; aber trotz dieses langen Trainings ist es uns nicht gelungen, die Geschwindigkeit nennenswert zu steigern oder den Kraftaufwand zu verringern. Mit einigem Stolz vermerken wir als Weltbestleistung des schnellsten Läufers — noch nicht zwanzig Kilometer in der Stunde!

Man möchte annehmen, die Natur habe den Menschen zur Seßhaftigkeit bestimmt, wenn man erkennt, daß er eins der „langsamsten“ Geschöpfe der Erde ist.

Aber — er bewegt sich d o c h: schneller als das behendeste Tier, schneller als Schwalbe und Brieftaube, schneller noch, als unsere Großväter es zu ahnen wagten; bewegt sich auf der Erde, auf dem Wasser und durch die Luft, hundertmal schneller, als es ihm der Schöpfer ursprünglich vergönnt. Sein Gehirn war schneller und behender als seine Beine: es erfand — die Maschine. Er schuf ohne jegliches Vorbild in der



Natur, nur aus seiner eigenen schöpferischen Vorstellungskraft, vor Jahrtausenden bereits: das Rad!

Mit dieser Erfindung begann der menschliche Siegeszug über Zeit und Raum, und wenn irgendein Sterblicher ein in die Ewigkeit ragendes Denkmal verdiente: es wäre der Erfinder des Rades. Aber wir wissen nicht einmal seinen Namen.

*

Bevor je ein Rad auf der Erde sich drehte, war die Rolle da; sie ist die Mutter des Rades. Sie half unseren Urahnen, schwere Lasten fortzubewegen. Was man nicht tragen konnte, schleifte man hinter sich her: einen erlegten Bären etwa oder sonst ein schweres Wild. Dann kam einer auf den Gedanken, seine Last auf einen schleifenden Schlitten aus rohbehauenen Baumstämmen zu legen und sich als Zugkraft davorzuspannen; einem anderen fiel es ein, unter diesen Schlitten einen Baumstamm quer zur Schleifrichtung zu schieben und seine Last zu „rollen“; das ging schon viel leichter, aber vielleicht nicht schneller; denn man mußte mehrere Baumstammrollen haben: wenn die Pritsche hinten von der ersten hinabglitt, mußte vorn schon eine neue bereitliegen. Wenn man es recht bedenkt: man baute der Last eine „Rollenstraße“, auf der sie entlangglitt, baute sie vorn immerfort neu und riß sie hinten gleich wieder ab ... Diese zeitraubende Arbeit mag einen findigen Kopf verdrossen haben; er sann darüber nach, wie er diese „Straße“ mit seinem Fahrzeug dauernd verbinden könnte, und er hatte den klugen Einfall, die Rolle unter der Last festzuhalten, damit sie nicht hinter ihr zurückblieb; er brachte unter seinem Schlitten zwei Pflöcke an, die die Rolle hielten, ohne sie in ihrer Drehung ganz zu behindern. So war das erste Walzenfahrzeug erfunden.

Es wäre interessant, zu wissen, wie die Mutter Rolle ihr vielfach begabtes Kind, das Rad, gebar, und wer der Vater war. Aber beides wissen wir nicht; wir können es nur ahnen. In einer ebenen Landschaft mag diese Geburt vonstatten gegangen sein, wo man schon Wege geschaffen, breiter und fester, als eines Menschen Fuß sie benötigt; da mag ein einfallsreicher Kopf die Walze in Scheiben geschnitten und seitlich an seinem Schlitten angebracht haben; nun ging es noch leichter; denn nun war die Reibung auf dem Untergrund noch geringer. Das Scheibenrad war erfunden und der erste Karren, und von hier bis zum römischen Siegeswagen bedurfte es keiner gedanklichen Kühnheit mehr und kaum einer umwälzenden Erfindung.

Noch allerlei Neues mußte erfunden werden, bevor sich der Mensch seiner eigenen Erfindung, dem Fahrzeug, anvertraute: Speichenräder und richtige Lagerung der Achsen, Lenkstange und Deichsel und eine Federung, die die harten Stöße löcheriger oder steiniger Straßen dämpfte. Jahrhunderte dauerte es noch, als die Sänfte endgültig beiseite gestellt wurde, bis sogar die zärtliche Last schöner Frauen auf Rädern sich über die Erde bewegte. Da tauchte nach allerlei Prunk- und Phantasiegefährten die erste Kutsche auf, nach ihrer Geburtsstadt Kocsi in Ungarn benannt; aus Rußland kam die Droschke und trug ihren Namen vor dort durch Europa, und der Fiaker, dessen Taufpate als Heiligenbild des St. Fiacre am Hause seines Erfinders, des Herrn Sauvage, in Paris hing, fand in Wien eine zweite Heimat, wo Kaiser Josef I. eine neue Wagenform schuf, den Landauer, den ihm sein Hofstellmacher in Landau erbaut. Eine ganze Epoche leitete ihre Bezeichnung ab von einem Fahrzeug, das eine neue, eine romantische und reisefreudige Bewegung eingeleitet und gefördert hatte: die „Postkutschen“-Zeit. Mit ihren wehmütigen Liedern und idyllischen Bildern ist sie noch heute nicht ganz vergessen.

Aber da dämmerte, mit dem neuen Jahrhundert, ein neues Zeitalter herauf: jenes der Eisenbahn. Heeres- und Handelsstraßen hatten der Postkutsche, den „Diligencen“, den Eil- und Extraposten — buchstäblich — „die Wege geebnet“. Aber das neue Fahrzeug forderte einen neuen, einen eigenen Weg, den ihm die Bürokraten zögernd zubilligten: er durfte nicht breiter sein als die Spur der Postkutschen, damit auch diese ihn benutzen konnten. So entstand die seltsam eigenwillig scheinende Spurweite des ersten Eisenbahngleises, die dann fast alle europäischen Länder — mit den Lokomotiven — aus England übernahmen.

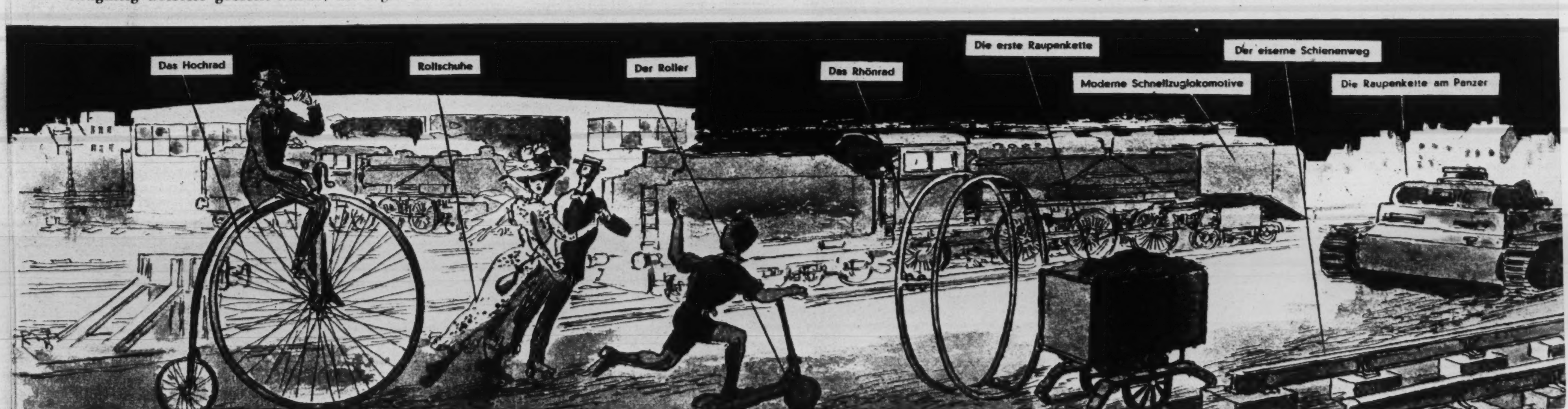
Der „Adler“, die Lokomotive des ersten deutschen Eisenbahnzuges, wog 7500 Kilogramm, und er brauste mit einer bis dahin nicht erlebten Geschwindigkeit von 30 Kilometer durch die fränkische Landschaft; einem solchen Ungeheuer waren die üblichen Straßen nicht gewachsen; man mußte ihm eine neue, die „stählerne Straße“ bauen, die unter seinem Gewicht nicht versank, unter seiner Geschwindigkeit nicht zerbarst. Die Probleme des Oberbaus haben die Eisenbahningenieure bis in die heutigen Tage beschäftigt; denn inzwischen ist das Gewicht der Lokomotiven auf über 200 000 Kilogramm, ihre Geschwindigkeit auf fast 200 Kilometer in der Stunde gewachsen.

Und noch ein anderes Problem hat viele Hirne in Bewegung gesetzt: um die neugewonnene Dampfkraft gründlich und günstig auszunutzen, mußte man bestrebt sein, jeden Verlust durch unnötige Reibung möglichst zu vermindern; um jedoch die Zugkraft einer Lokomotive nutzen zu können, mußte die Reibung zwischen Rädern und Schiene so groß sein, daß die Räder noch „griffen“ und nicht ins Gleiten gerieten. Bei vereisten Gleisen kann man es noch heute beobachten: wie die Treibräder einer Lokomotive sich auf der Stelle drehen, ohne den schweren Zug hinter sich — ein moderner Schnellzug mit Schlaf- und Speisewagen wiegt an die 600 Tonnen! — in Bewegung zu setzen. Auf der einen Seite muß man also dafür sorgen, daß die Räder der Lokomotive schwer genug auf die Schiene drücken — das „Reibungsgewicht“ muß groß genug sein! —, auf der anderen Seite aber darf der Achsdruck den Schienenweg nicht „zerdrücken“; denn auch der stärkste Oberbau vermag nur ein begrenztes Gewicht zu tragen, das bei der Reichsbahn auf 20 000 Kilogramm je Achse berechnet und festgelegt ist. Um das Reibungsgewicht und damit die Zugkraft der Lokomotive zu erhöhen, ohne den zulässigen Achsdruck zu überschreiten, verteilt man es auf mehrere „Treib“-Achsen und den Rest des Eigengewichts auf mehrere „Lauf“-Achsen. So ist das Fahrgestell einer neuzeitlichen Schnellzugmaschine entstanden: neben acht gekuppelten Treibachsen liegt vorn und hinten je eine Laufachse. Die Treibräder haben, wenn große Geschwindigkeiten erzielt werden sollen, einen großen Durchmesser — die Räder der „Rheingold“-Lokomotive z. B. sind 2 Meter hoch! —, wenn schwere Lasten zu schleppen oder Steigungen zu überwinden sind, genügt ein kleinerer Durchmesser, und die Treibräder der meisten Güterzuglokomotiven sind nur 1,20 Meter hoch. Jeder Kolbenhub dreht das Treibrad einmal um sich selbst: je größer der Umfang, um so größer die mit jeder Umdrehung zurückgelegte Strecke, also die Geschwindigkeit; je kleiner der Umfang, um so stärker die Kraft, die in die Gleise „greift“. Braucht man, z. B. bei Bergbahnen, die steile Steigungen zu überwinden haben, mehr Zugkraft, als die Lokomotive mit Hilfe ihres gewöhnlichen „Reibungsgewichts“ auszuüben vermag, dann wird die Reibung künstlich vergrößert, man möchte sagen, auf 100 Prozent: man bildet das Treibrad als Zahnrad aus und läßt es auf einer Zahnstange laufen; nun „greifen“ die Räder wirklich in die Schiene.

Wie die Postkutsche einst das Sinnbild eines Zeitalters war, so wurde das Flügelrad der Eisenbahner das Kennzeichen des 19. Jahrhunderts. Aber als dieses Jahrhundert zu Ende ging, erschienen hinter den Dampfwolken der Lokomotive schon wieder neue Maschinen: der Explosions- und der Elektromotor; zu den Eisenbahnen gesellten sich die elektrischen und die Reichsautobahnen.

*

Schon im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 hatten sich die Eisenbahnen als „vierte“ Waffe glänzend bewährt: überraschend schnell und reibungslos wird der Aufmarsch an der Grenze bewerkstelligt, werden in kurzer Zeit über 1300 Transporte für 550 000 Mann und 160 000 Pferde durchgeführt. Der Aufmarsch zum Weltkrieg verhundertfacht die Anforderungen, aber auch die Leistungen der deutschen Eisenbahnen: allein auf den dreizehn nach Westen führenden Transportstraßen laufen täglich 600 Aufmarschtransporte, und in 11 000 Transporten werden über drei Millionen Mann und 860 000 Pferde an die Front geschafft. Später fordern Bewegungskrieg und der Nachschub über Tausende von



Kilometern immer neue Leistungen; aber die Eisenbahnen bleiben auf das Gebiet hinter der kämpfenden Front beschränkt, bis auf einige wenige Panzerzüge und Eisenbahngeschütze, die auch aktiv in den Kampf eingreifen.

Nicht viel anders ergeht es dem Kraftwagen, der eben erst seine Feuertaufe empfängt. Als Kampfmittel hält man ihn für ungeeignet: eine einzige Gewehrkugel kann den empfindlichen Motor lahmlegen, den Benzintank durchlöchern oder in Brand setzen oder die Reifen zerfetzen. Außerdem kann er im Sand oder im Sumpf steckenbleiben, ein „Kriegsgefangener" seiner eigenen Empfindlichkeiten und Schwächen.

Nur ein paar Motorbatterien des österreichischen Verbündeten tragen den Benzingeruch bis an die vorderste Front.

Da sehen sich die deutschen Truppen im September 1916 plötzlich ein paar Dutzend donnernd heranrollenden, feuerspeienden Ungetümen gegenüber, und ein Jahr später, bei Cambrai, sind es sogar über 360 britische Panzer, denen um ein Haar der Durchbruch gelingt. Bevor dieser Vorsprung des Feindes aufgeholt ist, bevor die deutschen Kampfwagen in großer Zahl fertig sind und in die letzten Entscheidungskämpfe eingreifen können, ist das Völkerringen entschieden. Und diese Entscheidung ist nicht zuletzt herbeigeführt oder wenigstens beschleunigt worden — durch eine neue Waffe! Eine neue Waffe? Sie war im Ursprung und in Gedanken, in Zeichnungen und Modellen schon einige Jahrzehnte alt, und zwei Deutsche waren ihre „Erfinder" gewesen; aber sie hatten kein Glück gehabt und bei den Kriegsministerien Preußens und Österreich-Ungarns kein Verständnis gefunden.

*

Eine Erfindung, viele Jahrtausende alt, erlebte im Kopf eines Deutschen eine seltsame Auferstehung. Der Hauptmann Julius Schneider hatte es drüben in Frankreich, 1870 während des Vormarsches auf Paris, immer wieder mit angesehen, wie ganze Batterien im Morast steckenblieben, wie man Vorspann herbeischaffen mußte, wie man Bretter und Bohlen unter die versinkenden Räder schob, um Lafetten und Protzen, Munitionswagen und Feldküchen wieder flottzumachen. Der Krieg geht seine eigenen Wege, über Felder und Wiesen, durch Sandmulden und sumpfige Tümpel. Man müßte den Kriegsfahrzeugen einen festen und sicheren Weg mitgeben, eine „Fahrbahn ohne Ende", überlegte Schneider, ähnlich wie sein Urahn, der erste „Rollfuhr-Unternehmer", müde des ewigen Rollentauschs, das erste Walzenfuhrwerk erfunden hatte. Schneider ließ von einem Wagenbauer seine Idee verwirklichen, der baute ihm einen Kastenwagen — mit einer Raupenkette! Die Sachverständigen schüttelten die Köpfe, die Bürokraten lächelten; der Hauptmann Schneider vertat sein ganzes Vermögen und beschloß sein verbittertes Dasein im Jahre 1910 als Hilfsschreiber in Kassel. Die Natur verschenkt keinen Sieg; sie will das Opfer, bevor sie sich ergibt.

Im Jahre 1911, drei Jahre vor dem Weltkrieg, lag der Entwurf zu einem Panzerkampfwagen — man möchte sagen: „modernster Bauart" — dem Kriegsministerium in Wien zur Begutachtung vor. Er wurde abgelehnt. Zwanzig Jahre später verlieh der Führer seinem Erfinder, dem Generalbaurat a. D. Günter Burstyn, für seine großen Verdienste um den Bau eines geländegängigen Kampfwagens das Kriegsverdienstkreuz I. und II. Klasse.

*

In diesem Kriege sind Schlachten und ganze Feldzüge durch Panzer- und Sturmgeschütze entschieden worden. Der Panzer ist d i e Angriffswaffe geworden; er konnte es nur werden: durch die Raupenkette.

Der Panzer wiegt sechsundzwanzig, vierzig und sogar über siebzig Tonnen; eine solche Last vermöchten auch die widerstandsfähigsten Räder nicht zu tragen, und auch die härteste und festeste Straße würde unter einem Achsdruck von zwanzig oder dreißig Tonnen zerbersten. Man muß diesen Druck also auf eine größere Fläche verteilen, damit der einzelne Punkt des Untergrundes entlastet wird. Die breiten Raupenketten unserer Panzer überwinden jedes Hindernis, seien es große Unebenheiten oder steile Steigungen, vereiste Straßen, versandete Mulden oder Urwaldmoräste; sie fällen Bäume und bringen Mauern zum Bersten.

*

Vielleicht wäre der Weltkrieg von 1914 anders ausgegangen, wenn man „die neue Waffe" rechtzeitig erkannt, gebaut und eingesetzt hätte. Aber das Mißtrauen in das Neue, noch nicht Bewährte, war stärker als der Glaube an deutschen Erfindergeist und die Zuversicht, daß das Neue auch neue Wege zum Ziel findet und sie bezwingt. In diesem Kriege steht der Erfinder mit in der „vordersten Front", und die Waffen, die er uns schmiedet, werden uns siegen helfen. *Hans Nirwan*



Das Bild an der Wand

„Ich meine das Bild an der Wand des Unterstandes, des Bunkers und des Zeltes, das Bild bei unseren Soldaten", so lesen wir in dem Aufsatz eines deutschen Dichters. „Und wenn ich hier Bild schreibe", fährt er fort, „und ihr hier Bild lest, da denken die meisten an jene Bilder, die am beliebtesten sind, nämlich an die Bilder nackter Frauen." Es wird damit an ein Problem gerührt, das wert ist, erörtert zu werden, zumal es — wie Briefe, die von der Front zu uns kamen, beweisen — auch dort, wo jene Bilder hängen und wo in einer Ruhepause an der Front Zeit und Muße dafür da ist, lebhaft besprochen wird.

Der deutsche Dichter — es ist Bruno Brehm —, der in seinem Aufsatz in der Tornisterschrift des OKW „Was uns bewegt" das Bild an der Bunkerwand unter die Lupe nimmt, tut es aus genauester Kenntnis der Dinge. Es ist der zweite Krieg, den er als Soldat miterlebt und der ihn auch mit Rußland und seinen Menschen zusammenführt. Die Tatsache, daß einfache Dorfmädchen aus der Ukraine, denen man Bilder von halbbekleideten und unbekleideten Mädchen aus deutschen Soldatenzeitungen zeigt, sie mit den Worten „Ne kulturni" zurückweisen, haben den Dichter veranlaßt, diesen Dingen auf den Grund zu gehen. In einer tiefgreifenden Untersuchung, auf deren Wiedergabe hier aus räumlichen Gründen verzichtet werden muß, zeigt er die Einstellung der verschiedenen Völker zur Darstellung des nackten Menschen, „damit man erkenne, wie sehr verwurzelt in zeitlichen Tiefen auch die scheinbar kleinsten Fragen sind". Dann aber wendet er sich wieder unmittelbar dem Bildschmuck in der Soldatenunterkunft zu, und diese Stellungnahme ist es, die wir hier, ohne sie uns selbst in allem zu eigen zu machen, wiedergeben möchten.

Nachgeahmte Mode

„Als wir in Afrika, es war in der El-Alamein-Stellung, einst über eine Soldatenzeitung sprachen, meinte ich, das Blatt bringe ein wenig zuviel von leichtgeschürzten Frauengestalten. Mir wurde entgegengehalten, daß der Soldat dies verlange, daß die Front ein Bedürfnis nach solcher Kost habe. Ich wollte es nicht glauben: Das sei der gleiche Gedankengang, als wollte man Hungrige mit gemalten Schinken und photographiertem Gänsebraten satt machen. Und von dem Gedanken, daß man durch solche Bilder den Mann von abwegigen Gedanken und Gefühlen abbringen könne, halte ich nicht viel. Man solle nicht an das erinnern, was man gerade entbehren müsse. Jeder habe daheim ein Mädchen oder eine Frau, an die er denken möge. Eine Frau an sich, ein nacktes Mädchen an sich gebe es doch nicht. Ich weiß, daß mir viele widersprechen werden, aber ich kümmere mich um diesen Widerspruch nicht. Wenn noch die Bilder der nackten Frauen Kunstwerke gewesen wären! Aber das waren die meisten wohl nicht. Und aus einem Aktphoto ein Kunstwerk zu machen, wird wohl kaum gelingen.

Ich weiß, daß es bei unseren Gegnern nicht anders ist. Die englische Offiziersmesse in Marsa-Matruk wies einen ähnlichen Schmuck auf, und von den vielen Bildern, die unsere Soldaten in Frankreich gefunden haben, müssen wir gar nicht erst reden. Ob das ein erfreuliches Zeichen ist, will ich bezweifeln. Ich halte das Ganze für eine gedankenlos nachgeahmte Mode, die sich nur deshalb durchsetzen konnte, weil niemand sich findet, der sie lächerlich macht.

Die Darstellung des Nackten an sich ist durchaus nichts, was man ablehnen müßte. Aber wieviel Darstellungen des Nackten, die wirklich Kunst sind, gibt es denn? Es hat sehr große Künstler gegeben — ich nenne nur Rembrandt, Grünewald oder Holbein, bei denen kaum nackte Menschen dargestellt worden sind —, und wenn sie es wurden, wie z. B. auf den wenigen Bildern Rembrandts, so wirken sie eher schwer und tragisch als leicht und beschwingt. Ganz abgesehen von großen und langen Zeiten der Kunst, in denen man gar nicht an diese Art des Stoffes gedacht hat. Was aber durch die Hand eines wirklichen Meisters ging, das ist nicht mehr nackt in dem Sinne eines ausgezogenen oder entkleideten Menschen, das ist gereinigt und daher rein und unberührt.

Das ist es, was ich über das Bild an der Wand sagen wollte. Es sind keine großen und keine neuen Gedanken, aber doch schienen sie mir wert, einmal gesagt zu werden. Ich hielte es für besser, wenn die Frontzeitungen statt jener halb oder ganz unbekleideten Frauenbilder lieber Darstellungen wirklicher Kunstwerke oder Zeichnungen von Hausformen, Bilder von charakteristischen Pflanzen und Tierformen des jeweiligen Kriegsschauplatzes brächten, also Ablenkungen von jenem, was fehlt und was vermißt wird, und nicht immer wieder solche handgreiflichen Hinweise.

Wer in Frankreich vor dem Kriege jene großartig ausgestatteten Revuen gesehen hat, in denen auf einmal über hundert fast ganz nackte Frauen auftraten, dem werden auf den zweiten und dritten Blick die nackten Mädel leid getan haben, die man hier wie Fleisch in den heißen Ofen einer Gier hineinschob, ja, den wird etwas wie Rührung erfaßt haben, Mitleid mit so viel sinnlos geopferter frischer Jugend, der wird hinter dem heiteren Spiel den bitteren Ernst einer sozialen Not gefühlt haben. Denn der Mensch ist nicht durch seinen Körper, er ist durch seinen Kopf, durch seine Stirn ein Mensch.

Glaubt nicht, daß euch hier eine Freude vergällt werden soll. Wir sprechen hier nicht von der Freude, sondern von der menschlichen Würde. Eine Offiziersmesse, ein Soldatenheim sind kein Friseurladen und keine Bar. Sie sind auch kein Betsaal und keine Kirche. Aber sie haben doch etwas von jener Würde an sich, die wir verteidigen und die uns etwas gilt."

Weiße Klosterfrauen

Gar kein Problem, sondern eine „Grübelei um Landsers Seelenheil" sieht Wachtmeister Frank Goetz in dem Unterfangen, das Bild an der Bunkerwand kritisch zu betrachten:

„Da hat doch einer aus den Humoresken der 30-Pfennig-Witzblätter die pikanten Zeichnungen von Herrn Friese ausgeschnitten und fein säuberlich an die Wand geheftet. Du weißt doch, was ich meine? Die zartbekleideten Mädchen mit den immer langstieligen Beinen, dem sympathisch-mondänen Augenaufschlag und

dem Stückchen nackten Fleisch, das zwischen Schlüpfer und Strumpf appetitlich hervorschimmert. Du bist im Bilde! Also eine ganze Galerie dieser schönen Frauen klebt an deiner sonst so trostlosen Bunkerwand, und du findest Gefallen daran. Ja, mein lieber Landser, hast du eigentlich bedacht, daß dich diese Bilder zu Dingen reizen könnten, die es hier nun einmal in der Tundra nicht gibt? Sieh, es gibt viele, die der Meinung sind, daß diese Art von Bildern verderben, was nicht geschehen würde, wenn dort das Bild einer weißverhüllten Klosterfrau hinge. Landser, geh in dich!

Aber dicht daneben, da hatte ein anderer Kamerad sich ein anderes Bild ausgeschnitten. Den Kopf einer Florettfechterin. Ein herbes, frisches Gesicht, Augen klar wie Kristall, eine hohe Stirn, Unberührtheit und Adel im Ausdruck. Ihr alle habt dies Bild geliebt. Und dennoch hing es mitten unter den anderen. Ihr fragtet nicht, ob das geschmackvoll ist, ihr wußtet nur, auch das brauchen wir hier in unserer Einsamkeit. Und waren die Frieseschen Bilder kaum etwas anderes als Wandbekleidung, so war dies Bild der Blickpunkt, auf dem alle Augen ruhten, wenn ihr von der Heimat spracht. Aber ein Landser braucht alles draußen. Wenigstens auf Bildern. Nicht jeden Tag geht man in die Kirche. Sind denn nun die Frieseschen Bilder und euer Frauenantlitz deshalb Probleme? Schließt das eine das andere aus? Ich lasse die Frage unbeantwortet, es könnte sein, daß mir geschulte Seelendeuter widersprechen."

Aus einem Feldpostbrief

„. . . freuen wir uns über die Schlußseiten in „Unser Heer" mit den netten Mädchenbildern. Ihr ahnt ja gar nicht, was solche Bilder für uns hier draußen bedeuten! Euer ‚Mädchen mit Krug' hängt in vielen Unterkünften, es hat einen tollen Wirbel gemacht. Deshalb haben wir auch nur eine Bitte: Weiter so! Bringt noch recht viele Bilder dieser Art . . ."

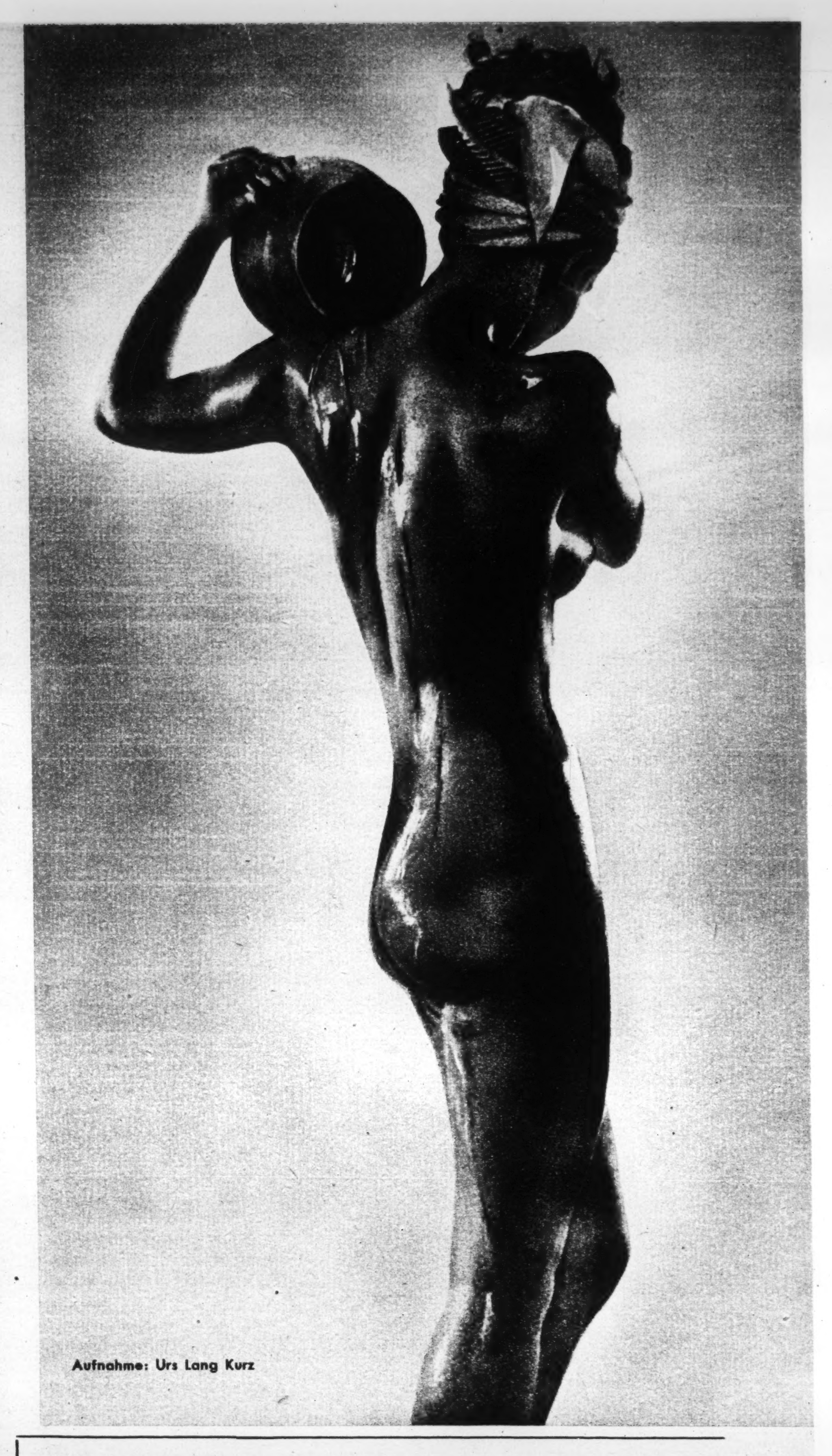
Bilder ohne Sinnlichkeit

Der Kunstbetrachter, der hier zu Wort kommen soll, rückt etwas ab von der eigentlichen Streitfrage. Er untersucht die Wirkung, die die Darstellungen nackter Frauen auf den Beschauer ausüben können. Seine Forderung, Bilder richtig sehen zu lernen, wird manchen nachdenklich stimmen.

„Auf der Rückseite des berühmten Gemäldes ‚Madonna von Castelfranco' des italienischen Malers Giorgone steht von zeitgenössischer Hand der Satz geschrieben: ‚Liebe Cäcilie, komm, eile Dich, es wartet Dein Giorgo!' Diese Inschrift dünkt uns gleich aufschlußreich, ob sie nun von einem Beschauer oder von dem Schöpfer des Bildes selbst herrührt. Beide Male ist sie das unzweideutige Zeugnis, von welchen Gefühlen Maler und Betrachter selbst vor einem Muttergottesbild erfüllt waren. Das ist kein Einzelfall. Die Überlieferung weiß von vielen ähnlichen zu berichten, in denen Kunstwerke eine direkte erotische Verliebtheit bei den zeitgenössischen Betrachtern bewirkten. Wir sind uns der Vermessenheit bewußt, von diesen klassischen Dokumenten eines sinnenfrohen Kunsterlebens die Beziehung zu einem Aktphoto aus unseren Tagen herzustellen. Doch scheint es uns erlaubt bei einem Lichtbild, das wie das auf dieser Seite wiedergegebene weit herausragt aus ähnlichen Versuchen und das Prädikat ‚künstlerisch' vollauf verdient. Es ist ein Bild, in dem das Stoffliche derart gemeistert ist, daß das Nur-Sinnliche aufgelöst und überwunden ist. Vor solch einem Bild wollen wir aber auch, fern jeder moralinsauren Prüderie, freimütig wie Giorgone und andere seines Schlages bekennen, daß wir uns daran nicht bloß rein ästhetisch begeistern, sondern uns mit sinnenfrohen Augen auch an das Menschliche, Allzumenschliche halten! Denn auch die Sinnlichkeit ist ja etwas ganz Gesundes und Normales. Wer von uns wird, wenn er gesund empfindet, behaupten wollen, der Anblick eines unverhüllten weiblichen Körpers sei für ihn ohne Reiz? Warum sollten wir aber dann, wenn wir vor seiner künstlerischen Darstellung stehen, mit einem Male aufhören, Menschen von Fleisch und Blut zu sein und unsere Empfindungen verleugnen? Es wird allerdings immer Menschen geben, die sehen in solch einem Bilde stets das Gegenständliche, um es kreisen allein ihre Gedanken — unter ihrem abschätzenden Blick wird auch der schönste weibliche Akt immer nur ein ‚nackter Frauenkörper' bleiben. Aber diese Tatsache berechtigt nicht zu der Forderung, die künstlerische Nacktheit zu verhüllen, sie sollte uns vielmehr anspornen, diesen Menschen das Sehen zu lehren, damit auch sie empfinden, welche lebenatmende, glut- und kraftvolle Schönheit in solch einem Bilde umschlossen liegt."

Was wir dazu sagen

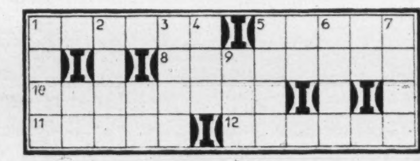
Hätten wir die Möglichkeit, alle bisher von uns veröffentlichten Mädchenbilder, insbesondere auch die Aktaufnahmen, von denen viele die Bunkerwände schmücken, hier noch einmal zu zeigen, so könnten wir uns die Worte sparen. Denn diese Aufnahmen zeigen die Linie, die wir bei der Auswahl unserer Bilder einhalten. Unser bisher schönstes Bild, das „Mädchen mit Krug", mag darum für alle anderen hier noch einmal erscheinen. Zugleich wollen wir etwas Grundsätzliches damit sagen: entscheidend bei allen diesen hier aufgerollten Fragen ist immer das einzelne Bild. Insofern stimmen wir unserem Kameraden Goetz zu, der gegen alle graue Theorie temperamentvoll zu Felde zieht. Mögen die Zeichnungen von Friese oder Heiligenstädt ruhig an den Bunkerwänden hängenbleiben. Auch der anspruchsvollere Bildbetrachter wird sie sich gelegentlich gern einmal ansehen. Dagegen dürfte die schlüpfrige Ware, die sich aus Frankreich-Aufenthalten hier und dort noch hartnäckig an den Wänden behauptet, verschwinden — darin stimmen wir Bruno Brehm uneingeschränkt zu! Stellt euch immer vor — und mit diesem Ratschlag wollen wir unsere Ausführungen abschließen —, ein Mädel, das euch nahesteht, stände unverhofft vor eurer Bilderwand! Sie würde das künstlerische Aktphoto mit der harmlosen Unbefangenheit betrachten können, die nur das Schöne und schöpferisch Gestaltete verleiht, würde die Zeichnungen à la Friese vielleicht mit einem verständnisvollen Lächeln quittieren, aber was sollte sie zu jenen üblen Machwerken einer ausgemergelten Phantasie sagen, wenn solche noch an eurer Bunkerwand ihren Platz hätten?



Aufnahme: Urs Lang Kurz

UNSERE KNOBELECKE

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Neueingestellter Soldat, 5. Weideland, 8. Bewohner einer ostasiatischen Halbinsel, 10. Urbewohner Amerikas, 11. Gesimsstreifen, 12. Stadt an der Weser.

Senkrecht: 1. Frosterscheinung, 2. arabischer Richter, 3. Zarenerlaß, 4. Erdart, 5. weiblicher Vorname, 6. Raummangel, 7. Name für Irland, 9. Waldtier.

Silbenrätsel

Aus den Silben: au — be — bi — boot — cä — chen — di — di — di — eg — ei — er — eu — ga — i — i — i — ka — ke — ker — kohl — la — la — lith — lyp — mi — mont — na — nel — nen — ra — ra — ra — rei — rett — ri — ris — sar — sta — such — tuch — tus — um — um — ur — va — ven — wachs — wald — za — sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und **Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen,** einen Spruch ergeben (ch = ein Buchstabe). Bedeutung der Wörter: 1. imprägniertes, glattes Gewebe, 2. Trauerspiel von Goethe, 3. Insel im Bodensee, 4. Entwicklungsstufe, 5. Myrthengewächs gegen Erkältung, 6. Strom in Hinterindien, 7. Gartenblume, 8. Kunststoff, 9. Soldatenkrankenhaus, 10. Waldart, 11. Nadelholz, 12. Roms größter Feldherr und Staatsmann vor der Zeitrechnung, 13. Gemüseart, 14. Teil des Auges, 15. Kriegswasserfahrzeug, 16. Stadt in Oberitalien, 17. Vorbau an der Hauswand, 18. hartes Metall.

Ein Soldatensprichwort

Orts . . nn, Zi . . . . melker, Vor . . mmen, So . . e, Hu . . adel, R . . . . kanonier, Land . . lk, Ei . . adung, Z . . . elbau, Mi . . enspiel.

Die Füllbuchstaben der obenstehenden Wörter ergeben, aneinandergereiht, ein altes Soldatensprichwort. Jeder Punkt entspricht einem Buchstaben.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Richtig einfügen: Gebiß, Jurist, Forum, Streich, Weiche, Makler, Paket, Landung, Takt, Koralle, Spiegel, Werft. — Brückenkopf.

Silbenbaukasten: Sei Leu! Wenn Narrenhände / Dir in die Mähne kratzen, Dann mach' dem Spiel ein Ende / Und zeige deine Tatzen. F. v. Sallet.

Silbenentnahme: Die wahre Größe kann nie außerhalb dem Gebote der Pflicht liegen.

Der Verbindungsbuchstabe: Stahl(h)elm, Kap(i)tal, Imme(l)mann, Sieg(f)ried, Karo(s)serie, Tür(k)ei, Weh(r)macht, Pferd(e)kraft, Akt(u)ar, Wal(z)werk, Mar(k)etender, Dogge(r)bank. — Hilfskreuzer.

Silbenrätsel: Im Leben ist nichts Gegenwart — 1. Igelfisch, 2. Malachit, 3. Lachgas, 4. Empfehlung, 5. Bekassine, 6. Ehrenbezeigung, 7. Nebensache, 8. Iguanodon, 9. Saratow, 10. Tosca, 11. Neusilber, 12. Irrlicht.

Spruch-Mosaik: Pfeiler, Säulen kann man brechen, aber nicht ein freies Herz.



Tauerntal in Osttirol
Aufnahme: Hans Retzlaff

Werktag eines Schwerarbeiters

VON ARNOLD ULITZ

Manche Menschen halten mich für fleißig, weil ich, obwohl mir doch kein Vorgesetzter auf die Finger sieht, schon ziemlich früh am Schreibtisch sitze, aber meinen kleinen zweijährigen Sohn halten sie für faul, weil er von 7 Uhr abends bis 7 Uhr morgens im Bett liegt und sich obendrein ein Mittagsschläfchen leistet. Gegen diese Verdächtigung muß ich ihn endlich einmal in Schutz nehmen, den kleinen Mann, und erkläre hiermit feierlich: wenn ich auch nur annähernd so fleißig wäre wie er, wirklich, die Welt könnte die Bände, die ich dann schriebe, nicht fassen.

In seiner ersten Morgenfrühe allerdings wird er mit Gewalt daran gehindert, an die Arbeit zu gehen. Mit breiten Bändern ist er ans Bett gebunden, so daß er nur mit Armen und Beinen fuchteln, sich aber nicht aufrichten kann; immerhin erfüllt er die Dämmerung mit nutzbringender Tätigkeit, mit Singen, mit schwierigen Sprechübungen, mit schallendem Gelächter über eine Morgenfliege oder einen Lichtfleck und ganz besonders mit jägerhaft aufmerksamem Lauschen. Jedes Auto begleitet er trotz des Hupverbots mit mehrfachem „Tutut", das Crescendo des Straßenbahnungeheuers verfolgt er voll ernster Sorge, dem Decrescendo lächelt er wohlwollend nach. Der pfeifende Bäckerjunge ist ihm ein nie gesehener, stets gern gehörter Freund und Onkel, und wenn endlich der Wecker klingelt, ist er sich im klaren: jetzt beginnt der richtige Tag, der lange, herrliche, prallgefüllte Tag eines nimmermüden Schwerarbeiters.

Auf dem kurzen Wege vom Bett zur Wickelkommode, die diesen Namen führt, weil er nicht gewickelt, sondern richtig männlich angekleidet wird, bringt er schon Dürers Drahtziehmühle ins Schaukeln, zieht an der Kette von seines Bruders Schwarzwälder Uhr, schaltet sechs- bis achtmal am elektrischen Licht, reißt Strümpfe vom Wäschetrockner, wirft eine Flasche in die Badewanne, und selbst während er sein Geschäftchen verrichtet, ruhen die fleißigen Hände nicht, sondern entrollen die geheimnisvolle Papierrolle, die er leider noch niemals bis ans unvorstellbare Ende hat abwickeln dürfen.

Mit einem Butterbrot in der Hand besucht er seinen glücklichen Vater, stopft ihm eine gut vorgekaute Kruste in den Mund, versucht mit glänzenden Butterfingern die Bibliothek zu ordnen, wird aber mitten in der Arbeit abberufen und erwischt einen kleinen, handlichen Balzac-Band, der später mit einem offenbar als Lesezeichen hineingelegten Perlmutterknopf in seinem Spielschrank wiedergefunden wird. Die vordringlichsten Arbeiten im Kinderzimmer werden rasch erledigt, die wollenen Hunde, Bären und Schafe auf die Weide gejagt, wo sie träge herumliegen, ein Auto wird auf große Fahrt unter irgendein Möbel geschickt, und ein Bau mit bunten Klötzen wird soeben in Angriff genommen, da vernimmt das scharfe Ohr, daß Vaters Tür gegangen ist, und schon saust er in Vaters Zimmer, wirft einen Hausschuh in den Papierkorb, stellt den Ablöscher unter den Schreibtisch, schüttet den Aschenbecher auf den Teppich, zerlegt die Briefwaage, verlangt sehnsüchtig nach dem Goethekopf, den er „Puppa" nennt, und begnügt sich schließlich mit schnaufender Ersteigung des Stuhles, um am Globus zu drehen, den er für eine „Tullu" hält, weil man ihn kullern kann.

Trotz dieser vielfältigen und wahrlich verwirrenden Obliegenheiten erinnert er sich, daß er noch seines Bruders Schultasche ausräumen muß, flüchtet kurz darauf heulend, aber immerhin mit dem Federkasten als Beute zur Mutter und beschäftigt sich gerade damit, einen Ring zum Fenster hinauszuwerfen, als er vom Summen des Staubsaugers fortgelockt und auf diese Weise der Ring gerettet wird. Auf dem Staubsauger reitet er und steigt nur für ein paar Sekunden ab, um auf den Tasten des Flügels zu träumen. Der Deckel des Briefkastens klappert, und der Unermüdliche rast zur Tür, denn niemand versteht es so gut wie er, dem Vater die Post zu bringen: Stück um Stück reicht er hinauf und meldet sachlich: „Eine Post, noch eine Post, noch mehr Post." Während der Vater die Briefe liest, liest der Sohn in Vaters Gesicht, um zu erkennen, ob es sich um Annahme oder Ablehnung eines Manuskripts handelt, und bringt ihm für alle Fälle eine Zigarette, die sich in seiner liebevollen Hand wie eine Raupe ringelt und runzelt. — Was er während des Vormittags im übrigen für Arbeiten verrichtet, sehe ich nur an den Folgen, also an den Beulen seiner Stirn und den aufgeschlagenen Knien, und erkenne es auch am Inhalt seiner Manteltaschen, einem Ästchen, zwei Blättern, einem weißen, glatten Stein und einer Kastanie. Einmal hat er mir auch Zigarettenstummel mitgebracht, die ich freilich ablehnen mußte, weil sie mit Goldmundstück waren.

Trotz aller Überflankungen städtischer Promenadenzäune, Erkletterungen städtischer Bänke und trotz dieser anstrengenden Sammeltätigkeit ist er bei der Heimkehr durchaus nicht erschöpft, sondern schreitet mit der kurzen Bemerkung „tut-tut machen" ans Telephon, um ein wichtiges Gespräch zu führen, versucht dann, den Vater an der Schreibmaschine abzulösen, und betätigt sich schließlich, wenn der Alte unbelehrbar fleißig sein will, fördernd in der Küche. Da es ihm trotz redlichsten Bemühens nicht gelingt, an den Gashähnen zu drehen, gießt er wenigstens einen Topf Milch aus, um ihn mit Wasser zu füllen. Nur Flieger, die über das Haus brausen, sind imstande, ihn sekundenlang abzulenken, aber auch sie beirren ihn nicht in seiner Pflicht, den Puppen, Bären und Hunden das Mittagessen zu bringen. Er bringt ihnen eine Kartoffel, und da sie sich beim Schlucken zu dumm anstellen, krümelt er ihnen das Essen in die törichten Münder hinein. Was vorbeifällt, tritt er mit den Füßen schön breit, so daß niemand über eine Erhöhung stolpern kann. Gott sei gepriesen, dieser Schwerarbeiter bedarf nach so übermannsgroßer Volldampftätigkeit eines Mittagsschläfchens. „Arbeit zu Ende. Ruhe und Frieden im Haus."

*

Im Mittagsschläfchen speichert er neue Riesenkraft, am Nachmittag schüttet er den vollen Kraftspeicher wieder aus, am Abend suchen wir vermißte Gegenstände: Kochlöffel, Bücher, Füllfederhalter, Kakaotöpfchen, Türschlüssel, und finden so ziemlich alles, nur den Ring hat er, seine unterbrochene Morgenarbeit erfolgreich aufnehmend, doch zum offenstehenden Fenster hinausgeworfen.

„Wo ist der Ring?" — „Hink?" fragt er. „Hink Fenster worfen!" Zuweilen finden wir auch manches, was wir gar nicht suchen, zum Beispiel den Rest eines Apfels, einen sogenannten Griebsch, auf Mommsens „Weltreich der Cäsaren" und eines meiner Manuskripte im Papierkorb. (Will er am Ende gar Schriftleiter werden?)

Wir fanden auch einmal, daß der Abreißkalender vier Wochen vorausgelaufen war; einen ganzen Monat von einunddreißig Tagen hatte die emsige Hand herabgepflückt, und ich erkannte erschüttert, daß dieser kleine Mann noch Herr über Raum und Zeit ist, und Tag um Tag macht er mir Heimweh nach dem verlorenen Paradiese, wo Arbeit niemals Last ist, sondern göttlich heiteres Spielen sehnsüchtiger Kräfte.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25. Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382, Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25

DER DOPPELGÄNGER

Ich habe leider das Unglück, einen Doppelgänger zu besitzen, ja vielleicht sogar mehrere. Es widerfährt mir oft, daß ich Menschen begegne, die mich sehr liebenswürdig grüßen, obwohl ich keine Ahnung habe, wer sie sind. Da muß einer sein, der mir ähnlich sieht. Das ist sehr unangenehm.

Es geht ja noch an, wenn Leute vor einem den Hut lüften, aber oft kommen sie her und sprechen mit mir. Das ist das Schlimmste.

Eines Tages traf ich so einen Herrn, der lange und herzlich mit mir sprach. Ich konnte mich nicht von ihm freimachen, und es schien schließlich, daß ich lieber die Wahrheit sagen sollte:

„Sie müssen entschuldigen", sagte ich, „aber ich weiß, ehrlich gesprochen, nicht, wer Sie sind."

Er wurde wütend, und am nächsten Tag sandte er mir eine Rechnung. Es war mein Schneider!

Nein, es ist nichts anderes zu machen, als ein Gespräch in Gang zu halten. Am besten ist es, man spricht über Wind und Wetter. Manchmal geschieht es jedoch, daß meine unbekannten Freunde die Unterhaltung auf Gebiete bringen, wo ich ganz fremd bin. Das erfordert etwas diplomatische Geschicklichkeit. Neulich traf ich einen älteren Herrn, der immer Gelegenheit findet, einen kleinen Schwatz mit mir zu halten. Er drückte mir herzlich die Hand: „Gratuliere", sagte er, „recht viel Glück, alter Junge!"

„Danke, danke", sagte ich.

„Das war aber gelungen, daß du Zwillinge bekommen mußtest", fuhr er fort, „ist es ein Junge und ein Mädel?"

„Nein . . ., das ist es nicht, äh . . ., es sind ein Mädel und zwei Jungen, oder ich meine, ein Mädel und ein Junge natürlich . . ., es sind ja zwei", fügte ich hinzu. „Zwei Zwillinge."

Aber man hat nicht nur immer Unannehmlichkeiten mit seinem Doppelgänger. Ein anderes Mal traf ich einen Mann, den ich auch oft gegrüßt habe und den ich auch nicht kenne. Er nahm die Brieftasche heraus und reichte mir einen Zehnkronenzettel: „Danke fürs Leihen", sagte er.

„Nicht der Rede wert", antwortete ich und steckte das Geld in die Tasche. Etwas muß man doch auch für seine Mühe haben.

Unter meinen unbekannten Freunden ist auch eine junge Dame. Wenn ich sie treffe, nimmt sie mich liebreich unter den Arm und zieht mich in eine Konditorei. Eines Tages, als wir da saßen und Tee tranken, gab ich ihr einen Kuß.

„Was glaubst du, was deine Frau sagen wird?" fragte sie.

„Das weiß ich nicht", gab ich ihr zur Antwort. „Ich bin nicht verheiratet, so daß das schwer zu sagen ist."

Aber neulich ereignete sich das Merkwürdigste, was ich erlebt hatte. Ich war bei einer animierten Veranstaltung einer Herrengesellschaft, wo die Wogen ziemlich hoch gingen. Es waren wenige, die so richtig nüchtern blieben. Und dort war es, daß ich meinem Doppelgänger begegnete. Und nun können Sie sagen, was Sie wollen, aber er sah mir so täuschend ähnlich, daß wir buchstäblich Abklatsche voneinander waren. Ich habe niemals etwas so Ähnliches gesehen. Ich kniff mich in den Arm und sagte zu mir selbst: „Was ist denn das nur? Das bist du doch nicht selbst, der da drüben steht, alter Freund?"

Er war genau so erstaunt wie ich und stand mit offenem Mund da, mich anstarrend. Wir verbrachten den Abend zusammen, und gegen Mitternacht ging ich mit ihm heim. Und nun geschah das Merkwürdige. Ich habe schon gehört, daß ein Mann wegen eines Mordes oder eines anderen Verbrechens verhaftet wird, weil er dem Mörder aufs Haar gleicht. So können Sie sich denken, daß zwei Menschen, die einander wie zwei 5-Öre-Briefmarken ähnlich sehen und nicht ganz nüchtern sind, sich so miteinander verwechseln, daß in die Geschichte Unordnung gerät. Das ist nicht so merkwürdig.

Als wir vor seiner Wohnung auf der Treppe vor seinem Haus standen, drückte er mir die Hand und sagte: „Leb wohl nun, ich gehe jetzt heim zu Grete."

„Leb wohl", sagte ich.

Und dann ging er.

Ich läutete. Es dauerte einen Augenblick. Dann wurde die Tür aufgemacht. Eine junge Dame fiel mir freudestrahlend um den Hals. Es war Grete. Sie küßte mich lange und herzlich:

„So spät kommst du", sagte sie.

„Besser spät als nie", antwortete ich und ging hinein. Die Zwillinge lagen in der Wiege und schliefen. Es waren zwei Mädchen.

Erik Stockmar



Das fahrbare Landserheim erhält auf Sowjetstraßen eine — ungewünschte — Marscherleichterung

Der Ehrgeiz des zukünftigen fahrbaren Soldatenheims: Es erscheint für jeden Landser in der Form seines Heimathauses (Schön wär's ja!)

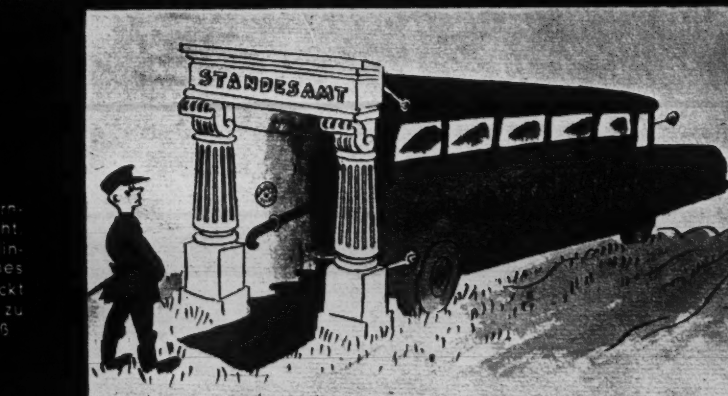
Mißverstandene Hotelgewohnheiten. Einer hatte seine Stiefel zum Putzen vor die Tür gestellt

Die Benzin-Villa

DAS ERSTE MOTORISIERTE SOLDATENHEIM AN DER FRONT

Zeichnungen: Gefr. W. Kruse

Friedensmäßige Hotelordnung: Einmal klingeln — das Zimmermädchen. Zweimal — das Servierfräulein! Dreimal klingeln — . . . . ?



Auch an die Ferntrauung ist gedacht. Eine pompöse Eingangsattrappe eines Standesamtes lockt ledige Landser zu diesem Entschluß

DIE UHR ALS KALENDER

Mal herhören alle, die keinen Kalender für dieses Jahr bekommen haben! Man kann nämlich auch ohne Kalender leicht feststellen, auf welchen Wochentag ein bestimmtes Datum dieses Jahres fällt oder wann wir beispielsweise im September Sonntag haben. Wir brauchen dazu nur ein Uhrzifferblatt, ergänzt durch einige Schlüsselzahlen, wie unsere Zeichnung es zeigt. Die Stundenangaben des Uhrzifferblattes entsprechen für unsere Rechnung den zwölf Monaten des Jahres von Januar (1) bis Dezember (12). Will man wissen, auf welchen Tag ein bestimmtes Datum fällt, so sucht man die neben dem Monat stehende Schlüsselzahl, zählt sie zum Datum und teilt durch 7. Der verbleibende Rest nennt dann den Tag entsprechend der Aufstellung neben unserer Zeichnung, in der 0 Sonntag, 6 Sonnabend bedeutet.

Sonntag . . . 0 *Mittwoch . . 3*
Montag . . . 1 *Donnerstag 4*
Dienstag . . 2 *Freitag. . . . 5*
Sonnabend . . 6

Zum Beispiel: Auf welchen Tag fällt der 8. Juni 1943? Antwort: Neben der Stundenangabe 6 (Juni) steht als Schlüsselzahl 1. Folglich $8 + 1 = 9$. Ferner $9 : 7 = 1$ Rest 2. 2 bedeutet Dienstag. So läßt sich für 1943 leicht jeder Tag feststellen. Umgekehrt kann man mit der Kalenderuhr 1943 natürlich auch errechnen, an welchen Tagen in irgendeinem Monat wir Sonntag haben. Wir haben dann nur die Schlüsselzahl des betreffenden Monats von den Zahlen 7, 14, 21, 28 und 35 abzuziehen. Dann erhalten wir die Daten für die Sonntage dieses Monats, wobei Zahlen über 31 natürlich ungültig sind.







Mädchen und Blume

Die Blume sprach zum Mägdelein:
Ich muß dir ewig dankbar sein,
daß du mich an dein Herze drückst
und mich mit deiner Huld beglückst.

Das Mägdlein sprach: O, Blümlein mein,
bild' dir nur nicht zu viel drauf ein,
daß du mir Aug' und Herz entzückst.
Ich liebe dich, weil du mich schmückst.

Wilhelm Busch

Aufnahmen: Ltn Bauer - Karlsruhe

